



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Deutsche Amerikabriefe -
aus der Sicht des heutigen Lesers und der damaligen
Schreiber

Verfasserin

Lea Veronika Zalto

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 393

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Vergleichende Literaturwissenschaft

Betreuer:

Dr. Ernst Grabovszki

„Wenn man einander schreibt, ist man wie durch ein Seil verbunden...“

Franz Kafka

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	iii
1 Einleitung	1
2 Die Amerikabriefe	7
2.1 Materialien	8
2.1.1 Die erhaltenen Briefe	8
2.1.2 Die Authentizität der Amerikabriefe	12
2.2 Texttheoretische Überlegungen - Eine Anleitung zum Lesen von Auswandererbrieffen	15
2.2.1 Die Schwierigkeiten für den heutigen Leser der Auswandererbrieffe	19
2.2.2 Die Schreibbedingungen	20
2.2.3 Die wichtigsten Funktionen der Auswandererbrieffe	21
2.2.4 Der Wahrheitsgehalt der Briefe	28
3 Österreichische Auswandererbrieffe	31
3.1 Vorarlberger Auswandererbrieffe	33
3.2 Burgenländische Auswandererbrieffe	34
3.3 Oberösterreichische Auswandererbrieffe	35
3.3.1 Briefe von Ernst Krackowizer	36
3.3.2 Briefe aus dem Salzkammergut	38
3.4 Wie könnten weitere Briefe gefunden werden?	40
4 Nordamerika-Briefsammlung	43
5 Briefanalyse	47
5.1 Die wichtigsten Themen der Briefe	51
5.2 Das Schreiben	58
5.2.1 Schwierigkeiten beim Schreiben	59
5.2.2 Gründe und Entschuldigungen, warum man nicht schrieb	63
	iii

5.2.3	Das Warten auf Briefe	66
5.2.4	Das Ausdrücken von Emotionen	69
5.2.5	Das Heimweh	74
6	Conclusio	83
	Literaturverzeichnis	89
	Abstract	95
	Lebenslauf	97

Einleitung

Während meines Studiums beschäftigte mich besonders der Themenbereich der Exilliteratur. Dieses sehr spannende, aber auch belastende Auseinandersetzen mit Texten von Autoren, die durch das nationalsozialistische Regime gezwungen waren aus ihrer Heimat zu flüchten, führte mich zu der Überlegung Literatur von Menschen zu lesen, die „freiwillig“ ihre Heimat verließen, um ihr Glück in einem anderen Land zu versuchen. Im Zuge meiner Recherchen stieß ich auf die europäische Auswanderung nach Amerika.¹

Unglaubliche 33 Millionen Menschen verließen in den Jahren von 1815 bis 1914 Europa und wanderten nach Amerika aus.² Allein aus Deutschland waren das zwischen 1820 und 1879 ganze 2,9 Millionen, denen bis Ende des 19. Jahrhunderts weitere 2 Millionen

¹In dieser Arbeit wird grundsätzlich der Begriff „Amerika“ verwendet, im Sinne der im 19. Jahrhundert geläufigen Bezeichnung für das damalige Gebiet der Vereinigten Staaten.

²Vgl. Dirk Hoerder: Aufbruch in die Fremde. Europäische Auswanderung nach Übersee. Bremen: Ed. Temmen 1992, S. 9. Einführende Informationen zur europäischen Amerikaauswanderung siehe zum Beispiel: Klaus J. Bade: Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München: Beck 2002. Einen angenehm zu lesenden Einblick in die Geschichte der Deutschen Amerikaauswanderung bietet: Bernd Brunner: Nach Amerika: Die Geschichte der deutschen Auswanderung. München: Beck 2009.

folgten.³

Durch das Ausmaß dieser Auswanderung entstand ein umfassender Amerikadiskurs, der sich auch in der Literatur dieser Zeit widerspiegelt. Viele Schriftsteller⁴ befassten sich mit dem Phänomen des „Amerikafiebers“, unzählige Romane, Reiseberichte, Briefeditionen und Auswanderungsratgeber wurden publiziert. Allerdings handelt es sich bei diesen literarischen Texten meist um Werke von Autoren, die einer gebildeten Schicht entstammten, Intellektuelle, die diese Entwicklung reflektierten und in ihren Werken verarbeiteten. Solche „Bildungsbürger“ machten aber nur rund 5 Prozent der deutschen Auswanderer aus.⁵

Tatsächlich kam der Großteil der Auswanderer aus den mittleren, armen und ärmsten Schichten der Gesellschaft: Knechte und Mägde, Tagelöhner, Dienstbotinnen und Handwerker; Menschen, die aus verschiedensten Beweggründen in die „Neue Welt“ aufbrachen, manche aus politischer oder religiöser Motivation, andere, um sich der Wehrpflicht zu entziehen, die wenigsten aber aus der Lust am Abenteuer. Die meisten unter ihnen hofften, in Amerika ein besseres, ökonomisch abgesichertes Leben beginnen zu können. Wirtschaftsflüchtlinge, wie man sie heutzutage despektierlich nennen würde, aber eigentlich einfach Menschen, die von einem besseren Leben träumten, welches sie sich in ihrer Heimat niemals verwirklichen hätten können. Dass es sich um Menschen handelte, die ihre Heimat „freiwillig“ verließen, stellte sich im Laufe der Beschäftigung mit dem Thema bald als Trugschluß heraus. Im Grunde wurde die Mehrheit durch Armut, Arbeitslosigkeit und miserable Zukunftsaussichten zu dieser Entscheidung gedrängt. Kaum jemand machte sich aus Abenteuerlust auf die gefährliche, mühevolle

³Vgl. Dirk Hoerder: Aufbruch in die Fremde, S. 38.

⁴Zur Vereinfachung der Darstellungsweise und als Erleichterung für den Leser wurde das grammatikalische Maskulinum verwendet. Es impliziert Frauen und Männer gleichermaßen und versteht sich in dieser Arbeit als nicht-diskriminierende Ausdrucksweise.

⁵Vgl. Wolfgang Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer (Hg.): Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt; 1830 - 1930. München u.a.: Beck 1988, S. 8.

Reise über den Ozean und die wenigsten verließen Heimat, Familie und Freunde leichtfertig.

Bemerkenswert ist, dass auch diese Auswanderer über ihre Erlebnisse schrieben und zwar in Briefen, die in jenem Jahrhundert millionenfach zwischen Europa und Amerika kursierten.⁶ Das ist deshalb außergewöhnlich, da diese Menschen wohl nie auf die Idee gekommen wären Erlebnisse, Erfahrungen und Emotionen schriftlich festzuhalten, hätten sie ihr gewohntes Leben in der Heimat weitergeführt. Erst durch die Situation der Auswanderung entstand die Notwendigkeit Briefe zu verfassen, wollte man den Kontakt zu Familie und Freunden aufrecht erhalten. Diese Texte sind stilistisch und inhaltlich alles andere als ausgereift, aber dennoch dokumentieren sie in eindringlicher Art und Weise die Erlebnisse jener, die nach Amerika auswanderten. Im Gegensatz zu vielen literarischen Werken über die Amerikaauswanderung, handelt es sich bei diesen Amerikabriefen um Texte von Menschen, die die Auswanderung hautnah miterlebten und sie nicht nur aus beobachtender Distanz beschrieben.

Wenn man bedenkt, dass Geschichtsschreibung lange Zeit ausschließlich von der herrschenden Schicht betrieben wurde, ist das eine äußerst interessante Quelle und ein seltener Kontrast. Die Amerikabriefe bieten die Möglichkeit ein einschneidendes historisches Ereignis, wie es die Amerikaauswanderung des 19. Jahrhunderts eindeutig war, aus der Sicht der direkt betroffenen Menschen zu erfahren. Der norwegische Auswandererbriefforscher Orm Øverland konstatiert: „[...] the letters are a unique body of source material in that they are a first-person record of a mass experience, not merely the observations of a select few of the traditionally educated classes.“⁷

⁶Vgl. Wolfgang Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika, S. 31.

⁷Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters: Reflections towards a Textual Theory. In: Norwegian-American Essays. Hg. v. Øyvind T. Gulliksen, David C. Mauk, Dina Tolfstby. Oslo: The Norwegian-American Historical Association/The Norwegian Emigrant Museum 1996. S. 207-227. Hier S. 208.

Es gibt nur sehr wenige solcher Dokumente, in denen sich Menschen aus einer vermeintlich „schriftlosen“ Unterschicht selbst zu Wort melden und die bis heute erhalten sind.⁸ Für die Disziplin der Sozialgeschichte sind diese Dokumente natürlich von unschätzbarem Wert und auch viele andere Bereiche können von diesen Amerikabriefen profitieren, wie zum Beispiel die Sprachwissenschaft, die Anthropologie, die Soziologie, die Ethnologie oder auch die komparatistische Imagologie.⁹

Die Begeisterung darüber, dass wir heute noch die Möglichkeit haben, diese Texte zu lesen, und die Neugier darauf, wie und was diese Menschen, die mit ihrer Auswanderung ein großes Abenteuer wagten, schrieben, war das inspirierende Moment für diese Arbeit. Angeregt durch die Überlegungen Peter J. Brenners, man könne auch diese Amerikabriefe wie Reiseberichte lesen¹⁰ und nach einer ersten Beschäftigung mit solchen Texten kristallisierten sich folgende Fragen als themengebend heraus, die neben vielen anderen, die den Rahmen einer Diplomarbeit sprengen würden, besonders interessant erschienen.

⁸Vgl. David A. Gerber: *Authors of Their Lives. The Personal Correspondence of British Immigrants to North America in the Nineteenth Century*. New York: New York Univ. Press 2008, S. 5.

⁹Die überaus spannende Diskussion über den Quellenwert der Amerikabriefe und darüber, welche Disziplinen von diesen Dokumenten profitieren könnten, wurde besonders im englischsprachigen Raum geführt. In der vorliegenden Arbeit wird aus Gründen der Themeneingrenzung nicht näher darauf eingegangen. Interessante Standpunkte zu dieser Diskussion finden sich unter anderem bei: Walter D. Kamphofner: *Immigrant Epistolary and Epistemology: On the Motivators and Mentality of Nineteenth-Century German Immigrants*. In: *Journal of American Social History*, Spring 2009, Volume 28, Number 3, S. 34-54 und auch bei David A. Gerber: *What is it we seek to find in first-person documents? Documenting Society and Cultural Practices in Irish Immigrant Writings*. *Reviews in American History* 32, 2004, S. 305-316 und David A. Gerber: *The Immigrant Letter between Positivism and Populism: The Uses of Immigrant Personal Correspondence*. In: *Journal of American Ethnic History*, Summer 1997, Volume 16, Issue 4, S. 3-32. Verwiesen sei auch auf die Homepage der Bochumer Auswandererbriefsammlung. Dort werden jene sozialhistorischen und sprachwissenschaftlichen Untersuchungen aufgelistet, die anhand der Briefe dieser Sammlung bisher erstellt wurden: www.auswandererbriefe.de

¹⁰Vgl. dazu Peter J. Brenner: *Der Reisebericht in der deutschen Literatur: Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*. Tübingen: Niemeyer 1990 (=Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Sonderheft 2), S. 524f. und Peter J. Brenner: *Reisen in die neue Welt: Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts: Habil. Regensburg*, Tübingen: Niemeyer 1991 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur Nr. 35), S. 15.

Diese Fragen beruhen auf der Annahme, dass sehr viele dieser Amerikabriefe von Menschen verfasst wurden, die aus bildungsfernen Bevölkerungsschichten stammten und deshalb mehr schlecht als recht schreiben konnten. Nur durch die Distanz zu Familie und Freunden kamen sie in die Verlegenheit, Briefe zur Kommunikation nutzen zu müssen. Doch wie schreibt man, wenn man es kaum gelernt hat? Worüber schreiben Menschen, die in eine so außergewöhnliche Situation geraten und ihr Leben vollkommen neu beginnen? Was empfinden sie als erzählenswert? Was waren die wichtigsten Gründe für sie Briefe zu schreiben? Wie gehen die Auswanderer mit der Situation um, dass sie auf Briefe angewiesen sind, wenn sie mit Familie und Freunden in der Heimat kommunizieren wollen? Thematisieren sie diese schwierige kommunikative Situation möglicher Weise selbst in ihren Briefen? Damit einhergehend stellt sich auch die Frage, wie der heutige Leser mit solchen wenig elaborierten Texten umgehen kann und was es bei der Lektüre zu bedenken gilt? Denn wie können wir heute, die wir im Lesen von Texten geübt sind, solche Briefe lesen? Anhand einer theoretischen Auseinandersetzung mit dem Briefmaterial aber auch dem Auswandererbrief als Textsorte und der inhaltlichen Analyse von Auswandererbriefen soll versucht werden Antworten auf diese Fragen zu finden.

Der erste Teil der Arbeit widmet sich dem Amerikabrief an sich. Einerseits werden die Probleme, die sich bei der Arbeit mit diesem historischen Material ergeben, behandelt, andererseits soll der Amerikabrief auch als Text betrachtet werden. Bevor man sich auf eine Analyse von Auswandererbriefen einlässt, muss man sich die Merkmale und Besonderheiten dieser Briefe und vor allem auch die Schwierigkeiten, die eine solche Untersuchung mit sich bringt, bewusst machen. Das Aufzeigen einer Texttheorie, die dem besseren Verständnis des heutigen Lesers dient, ist das Ziel des 2. Kapitels. Das darauf folgende Kapitel präsentiert die Ergebnisse einer ausführlichen Recherche zu österreichischen Auswandererbriefen. Danach wird kurz auf die Nordamerika-Briefsammlung in Bochum eingegangen, aus der das schließlich untersuchte Briefmaterial stammt. Die

1. EINLEITUNG

Briefanalyse in Kapitel 5 soll einen Überblick über die in den Briefen behandelten Themen bieten und im Weiteren die zuvor erläuterten Fragen beantworten.

Nicht zu letzt soll hier darauf hingewiesen werden, dass sich die Beschäftigung mit diesen historischen Dokumenten auch immer noch durch eine gewisse Aktualität rechtfertigt, wie es der ehemalige deutsche Bundespräsident Johannes Rau treffend in Worte fasste:

Es lohnt sich [...] den Spuren vom Weggehen und Ankommen nachzugehen. Sie erzählen viel über unsere eigene Vergangenheit, und sie können uns helfen zu verstehen, dass es Zuwanderung und Auswanderung und die damit verbundenen Chancen und Probleme nicht erst seit wenigen Jahrzehnten gibt.¹¹

Auch wenn die Parallelen zwischen der damaligen und der heutigen Problematik begrenzt sind, so lässt sich doch möglicherweise größeres Verständnis oder zumindest ein neuer Blickwinkel auf die gegenwärtige Immigrationsdebatte gewinnen.

¹¹Zitiert nach: <http://www.auswandererbriefe.de/index.html>, zuletzt eingesehen am 1.1.2013.

KAPITEL 2

Die Amerikabriefe

Das folgende Kapitel untersucht „den Amerikabrief“ sowohl auf der materiellen als auch auf der textuellen Ebene. Im ersten Teil des Kapitels soll geklärt werden, welche Aspekte grundsätzlich bei der Arbeit mit diesem historischen Material zu beachten sind und welche Schwierigkeiten sich dabei auftun. Der zweite Teil des Kapitels widmet sich den textimmanenten Merkmalen des Auswandererbriefes. *Learning how to read immigrant letters*¹ lautet der Titel eines Aufsatzes des norwegischen Historikers Orm Øverland. Im Sinne dieser Aufforderung Øverlands, dass das Lesen von Auswandererbriefen erst gelernt werden muss, ist dieser Abschnitt gestaltet. Die theoretischen Überlegungen zur Textsorte des Auswandererbriefes sollen das Lesen, Verstehen und Interpretieren dieser Texte erleichtern und sind als Vorarbeit zur Analyse der Briefe essentiell.

¹Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters: Reflections towards a Textual Theory. In: Norwegian-American Essays. Hg. v. Øyvind T. Gulliksen, David C. Mauk, Dina Toflsby. Oslo: The Norwegian-American Historical Association/The Norwegian Emigrant Museum 1996. S. 207-227.

2.1 Materialien

Nach Schätzungen des Historikers Wolfgang Helbich wurden in den Jahren von 1820 bis 1914 rund 280 Millionen Briefe aus den USA nach Deutschland geschickt.² Auch wenn es sich bei dieser Zahl nur um eine grobe Schätzung handeln kann, so lässt sich doch erahnen, welche unglaubliche Masse an Briefen in dieser Zeit zwischen Deutschland und Amerika zirkulierte. Wobei der Anteil an privaten Briefen rund 100 Millionen ausgemacht haben dürfte und anzunehmen ist, dass die Menge der geschäftlichen Briefe im Laufe der Zeit beträchtlich anstieg.³ Von dieser enormen „Papierflut“ ist nur ein sehr kleiner Teil erhalten, wie in Kapitel 3 und Kapitel 4 näher erläutert wird. Dennoch handelt es sich bei den heutigen Beständen mengenmäßig um die bedeutendsten Quellen des 19. Jahrhunderts, in denen Menschen aus sozial niederen Schichten selbst zu Wort kommen.⁴

2.1.1 Die erhaltenen Briefe

Auch wenn heute nur noch eine sehr geringe Anzahl der ehemals versandten Briefe vorhanden ist, scheint es doch bemerkenswert, dass es immer noch eine ganze Menge davon gibt. Immerhin handelt es sich meist um lose, handschriftliche, private Papiere, die von der Wissenschaft lange nicht für „sammelnswert“ befunden wurden und in Europa mehrere Kriege unbeschadet überstehen mussten. Dass dennoch einige dieser Briefe über mehrere Generationen hinweg aufgehoben wurden, führt Helbich darauf zurück, dass sie für Privatpersonen „wegen ihres Ausnahmecharakters aufhebenswert

²Vgl. Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika, S. 31.

³Vgl. ebenda, S. 31.

⁴Vgl. Wolfgang J. Helbich: Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten. In: Migration und Erinnerung. Reflexionen über Wanderungserfahrungen in Europa und Nordamerika. Hg. v. Christiane Harzig. Göttingen: V&R unipress 2006, S. 83-103. Hier S. 98.

erschienen.“⁵ In diesem Zusammenhang drängen sich weitere Fragen auf:

1. Welche Briefe blieben erhalten?
2. Warum wurden genau diese Briefe aufbewahrt und so viele andere nicht?
3. Sind die erhaltenen Briefe repräsentativ, sowohl für die Masse der damals versandten Briefe als auch für die ausgewanderten Menschen?

David Gerber bezeichnet diese Fragen als grundlegend und gleichzeitig äußerst problematisch für die Auswandererbriefforschung:

Nor can we really account, with any degree of system, for why some individuals' letters survive, but doubtless a larger number, written by untold others have not. Thus, whether we approach it on the level of the individual collection or the entire universe of immigrant personal correspondence, as fundamental a question as representativeness must remain especially problematic.⁶

Wie Gerber feststellt, lässt sich die Frage, warum bestimmte Briefe erhalten blieben und so viele andere nicht, nur unzureichend und teils spekulativ beantworten. Tatsächlich dürfte es zum Teil einfach mit dem Zufall zusammenhängen, dass manche Briefe Jahrzehnte überdauerten.

Doch Øverland kommt in seinem Artikel *Learning how to read immigrant letters* zu dem Schluss, dass es mehrere bestimmbare Faktoren gibt, die den Erhalt von Auswandererbriefen beeinflussten.⁷ So dürfte ein wichtiges Kriterium der Familienzusammenhalt der Auswanderer sein. Familien, deren Angehörige sich nahestanden, verfassten regelmäßiger Briefe, bewahrten diese länger auf und gaben sie auch an nachfolgende

⁵Helbich: Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten, S. 88.

⁶ David A. Gerber: The immigrant letter between positivism and populism: The Uses of Immigrant Personal Correspondence in Twentieth-Century American Scholarship. In: Journal of American Ethnic History Summer 97 (Vol. 16) Issue 4, S. 2.

⁷Vgl. Orm Øverland: Learning how to read immigrant letters, S. 222.

2. DIE AMERIKABRIEFE

Generationen weiter.⁸ Außerdem ist anzunehmen, dass, wenn der Kontakt zu den Ausgewanderten lange aufrechterhalten blieb, auch ältere Briefe weiterhin von Interesse waren und aufgehoben wurden.

Einen weiteren Faktor stellt laut Øverland die Wohnsituation der Familie dar. Wohnte eine Familie für lange Zeit im selben Haus, zum Beispiel auf einem Bauernhof, der über Generationen weitervererbt wurde, so standen die Chancen gut, dass die Briefe erhalten blieben, selbst wenn sie auf dem Dachboden lagerten und in Vergessenheit gerieten. Bei Familien, die häufiger den Wohnort wechselten, wie etwa Arbeiterfamilien in Städten, war die Wahrscheinlichkeit höher, dass die Briefe irgendwann weggeworfen oder zurückgelassen wurden.⁹

Außerdem wurden Briefe, die über ein erfolgreiches Leben in Amerika berichteten, als Teil der Familiengeschichte eher aufgehoben als solche, die von Misserfolg erzählten. Überdies meint Øverland, dass oft kein Bedürfnis mehr bestand, Briefe weiterhin aufzubewahren, wenn Auswanderer wieder in ihre Heimat zurückkehrten.¹⁰

Nun stellt sich des Weiteren die Frage, welche Auswanderer durch die erhaltenen Briefe repräsentiert werden. In der Auswandererbriefedition von Helbich, Kamphoefner und Sommer wird in der Einführung dargelegt, dass die veröffentlichten Briefe als repräsentativ für die gesamte deutsche Auswanderung gesehen werden können bezüglich Geschlecht, Alter, Beruf, Konfession, Familienstand, regionaler Herkunft und Siedlungs-ort.¹¹

Dennoch gilt es bei der Untersuchung von Auswandererbriefen immer zu bedenken, dass man aus einer Masse an Briefen nur einen sehr kleinen Ausschnitt zur Verfügung

⁸Vgl. ebenda, S. 222.

⁹Vgl. ebenda, S. 222.

¹⁰Vgl. ebenda, S. 222.

¹¹Vgl. Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika, S. 36ff.

hat. Øverland spricht in diesem Zusammenhang von einer Art Kanon, ähnlich dem literarischen Kanon, der lediglich eine Auswahl von Texten repräsentiert.

In effect, those letters that have for some reason been taken care of and thus preserved, either as private possessions or in archives and libraries, and those that were published in newspapers are the only physically surviving texts we have. [...] Most immigrant letters simply no longer have a physical existence. The surviving texts are the canon.¹²

Zwar wird auch dieser Kanon, wie der literarische, durch die Entdeckung weiterer Briefe immer noch wachsen, doch radikal ändern wird er sich vermutlich nicht mehr.¹³ Es ist also laut Øverland von größter Bedeutung, die Briefe in dem Bewusstsein zu lesen, dass es sich dabei lediglich um eine Auswahl der ehemals vorhandenen Briefe handelt.

[...] an awareness of the fact that a canon is a selection is as important for the student of immigrant letters as for the student of the American novel. Reflections on the canon and canonization must be part of a textual theory of immigrant letters.¹⁴

Dieser Kanon der Auswandererbriefe bestimmt nicht nur unser Wissen über Auswandererbriefe, sondern unweigerlich auch die Vorstellung von den Briefschreibern, die sich beim Lesen in unseren Köpfen bildet.

Deshalb gilt es weiters zu berücksichtigen, dass nicht nur zahlreiche Briefe im Laufe der Zeit verloren gingen, sondern es viele Auswanderer gab, die keine Briefe schrieben. So bleiben etwa Frauen, Analphabeten, Kinder und Familien, die gemeinsam auswanderten und niemanden zurückließen, als Briefschreiber unterrepräsentiert.¹⁵ Frauen nicht nur, weil unter Ihnen die Auswanderungsrate niedriger und die Analphabetenrate¹⁶ höher

¹²Orm Øverland: Learning how to read immigrant letters, S. 221.

¹³Vgl. ebenda, S. 222.

¹⁴Ebenda, S. 222.

¹⁵Vgl. David A. Gerber: The immigrant letter between positivism and populism, S. 2.

¹⁶Vgl. Juliane Mikoletzky: Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur. Diss. Bochum, Tübingen: Niemeyer 1988 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur Nr. 23), S. 80.

war als bei Männern, sondern vor allem deswegen, da Männer zumeist die Repräsentation der Familie nach außen übernahmen und so auch das Schreiben der Briefe in die Heimat.¹⁷

Außerdem wurden die Briefe von wenig erfolgreichen Auswanderern nicht nur seltener aufgehoben, diese schrieben vermutlich aus Schamgefühl oft gar nicht in die Heimat. Viele meldeten sich zuhause erst, nachdem sie die ersten Schwierigkeiten überwunden hatten, manche gar nicht, denn ein Scheitern wollte man verständlicherweise nicht zugeben. Und natürlich sind auch jene Auswanderer nicht vertreten, die die Überfahrt nach Amerika oder die erste Zeit dort nicht überlebten.

2.1.2 Die Authentizität der Amerikabriefe

Abgesehen von der Tatsache, dass heutzutage nur noch ein sehr kleiner, selektierter Teil der Amerikabriefe erhalten ist, stellt sich auch immer die Frage nach der Authentizität der bewahrten Texte. Denn in den Jahrzehnten der deutschen Massenauswanderung kursierten unzählige gefälschte bzw. stark veränderte Briefe. Diese wurden zu Propagandazwecken in Zeitungen oder auf Flugblättern verbreitet. Manche davon wurden als Werbung für die Auswanderung von Agenten in Umlauf gebracht, andere von der Obrigkeit publiziert, um vom Verlassen des Heimatlandes abzuschrecken.¹⁸ So schreibt Gerber diesbezüglich:

Some letters we know were crafted by their authors or by subsequent editors to appear to be personal documents, when they actually were composed for use of propaganda, for or against emigration, in newspapers and pamphlets.¹⁹

¹⁷Vgl. David A. Gerber: *The immigrant letter between positivism and populism*, S. 2.

¹⁸Vgl. Helbich: *Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten*, S. 85.

¹⁹David A. Gerber: *The immigrant letter between positivism and populism*, S. 2.

Heute lassen sich echte Briefe nur noch schwer von fingierten unterscheiden. Dementsprechend wichtig ist die Auswahl jener Briefe, die man für eine wissenschaftliche Analyse heranzieht.²⁰

Auch bei den bereits mit Beginn der Massenauswanderung in Deutschland erschienenen Briefeditionen sind oft Zweifel angebracht, ob es sich tatsächlich um echte Auswandererbriefe handelt. Die meisten hatten laut Helbich ein „deutlich erkennbares Ziel - die Propagierung der Auswanderung oder die Warnung davor, oder schlicht Profit für Verlag und Herausgeber mittels der Kuriosität oder der Exotik des Beschriebenen.“²¹ Um die bezweckte Wirkung zu erzielen, wurde von den Herausgebern „[...] nach Herzenslust geglättet und geschönt, geändert und gestrichen, ja auch umformuliert und hinzugefügt [...]“.²² Da die wenigsten der damals publizierten Briefe im Original erhalten sind, lässt sich heute auch nicht mehr überprüfen, wie stark in die Texte eingegriffen wurde.²³

Somit ist eine gewisse Skepsis bezüglich der Authentizität jener Briefe, die bereits im 19. Jahrhundert publiziert wurden, angebracht. Doch Helbich legt nahe, dass auch spätere Publikationen nicht vorbehaltlos verwendet werden können. In seinem Artikel „Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten“ bespricht er die wichtigsten Briefeditionen aus dem europäischen Raum und zeigt deren Schwächen und Stärken auf.²⁴ Darauf soll hier nicht näher eingegangen werden, doch festzuhalten ist, dass grundsätzlich nur Briefeditionen, in denen die genauen Editionsgrundlagen offengelegt werden, als wissenschaftlich angesehen werden können. Fehler und Missverständnisse bei der Transkription können natürlich nie ganz ausgeschlossen werden, unleserliche Worte, Begriffe, die falsch verstanden werden, Schlampigkeitsfehler, Tippfehler, all das kann

²⁰Helbich weist darauf hin, dass abhängig von der Fragestellung auch in Zeitungen publizierte Briefe interessant sein können. Vgl. Wolfgang J. Helbich: Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten, S. 85.

²¹Ebenda, S. 85.

²²Ebenda, S. 85.

²³Vgl. ebenda, S. 85.

²⁴Vgl. ebenda, S. 85-90.

2. DIE AMERIKABRIEFE

vorkommen. Doch in einer wissenschaftlichen Briefedition müssen zumindest Kürzungen, Unverständlichkeiten und Leerstellen in den Briefen ausgewiesen werden. Überprüfen ließe sich die Qualität einer Briefedition dennoch nur, wenn man sie mit den Originalbriefen abgleichen könnte.

2.2 Texttheoretische Überlegungen - Eine Anleitung zum Lesen von Auswandererbriefen

Bei einem Großteil der deutschen Amerikabriefe des 19. Jahrhunderts handelt es sich um Texte von Menschen aus armen Schichten der Gesellschaft. Viele unter ihnen konnten zumindest schreiben, hatten aber kaum Übung darin, sich schriftlich auszudrücken. Manche waren Analphabeten, mussten die Briefe diktieren und jemand anderen niederschreiben lassen, so wie etwa die in dieser Arbeit untersuchten Briefe vom Auswanderer Peter Klein.²⁵ So stellt Juliane Mikoletzky in ihrer Untersuchung über das Lesepublikum der Amerikaliteratur des 19. Jahrhunderts fest, „[...]daß noch um 1850 mindestens 50% der Bevölkerung de facto als Leser nicht in Betracht kommen, weil ihre Fähigkeiten dazu nicht ausreichten [...]“²⁶ Es handelt sich also um Menschen, die weder im Lesen noch im Schreiben geübt waren und erst durch die Situation der Auswanderung, durch die Distanz zu Familie und Freunden in der Heimat in die Verlegenheit kamen, sich schriftlich artikulieren zu müssen, etwas, das sie bis dahin selten oder nie getan hatten. Die Herausforderung besteht somit darin, wie Mesenhöller es formuliert, mehr über die „schriftliche Kultur vermeintlich Schriftloser“ herauszufinden.²⁷ Diese Tatsache macht die Texte zu etwas ganz Besonderem, bringt aber auch Schwierigkeiten mit sich.

Denn die Briefe sind meist entsprechend der Ungeübtheit der Schreiber gestaltet. Das Schriftbild ist oft schwer zu entziffern, die Briefe sind durchzogen von Rechtschreib- und Grammatikfehlern, weisen mangelhafte oder gar keine Interpunktion auf und bein-

²⁵Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika. S. 363-384.

²⁶Juliane Mikoletzky: Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur, S. 80.

²⁷Vgl. Peter Mesenhöller: Der Auswandererbrief. Bedingungen und Typik schriftlicher Kommunikation im Auswanderungsprozeß. In: Der große Aufbruch. Studien zur Amerikaauswanderung. Hg. v. Peter Assion. Marburg: Jonas 1985. S. 110-124. Hier S. 112.

2. DIE AMERIKABRIEFE

halten Worte, die nicht mehr zu lesen oder verstehen sind. Auch stilistisch und inhaltlich sind viele der Briefe für den heutigen Leser oft mühsam zu lesen. Häufig kennzeichnet sich der Stil der Briefe durch Redundanzen, Floskeln und „Banalitäten“.²⁸ Inhaltlich weisen die Briefe häufig eine geringe Informationsdichte auf bzw. bieten dem heutigen Leser kaum Interessantes, wie etwa lange Aufzählungen von Getreide- oder Viehpreisen. Viele Menschen schrieben wie sie sprachen, bauten zunehmend englische Worte ein, die sie nach phonetischem Verständnis wiedergaben. Außerdem waren ihre Ausdrucksmöglichkeiten oft sehr beschränkt. Man war nicht geübt darin, Emotionen und Eindrücke in Worte zu fassen. Wer Schwierigkeiten hatte, die richtigen Worte zu finden, griff oftmals auf Bibelzitate und Redewendungen zurück, also auf Formulierungen, die allgemein bekannt waren. Es wäre also ein Trugschluss, anzunehmen, dass Briefe von „einfachen“ Leuten auch einfach zu lesen wären. Denn gerade die Tatsache, dass es sich bei den Verfassern dieser Briefe großteils um ungeübte Schreiber handelte, stellt eine Herausforderung für den heutigen Leser dar.

Orm Øverland legt in seinem Artikel *How to learn to read immigrant letters : Reflections towards a Textual Theory* nahe, der zeitgenössische, gebildete und im Lesen von Literatur geübte Leser müsse erst lernen, diese Texte, die nicht mit Literatur im herkömmlichen Sinn verglichen werden können, zu lesen. Sehr leicht wäre man dazu verleitet, von allzu fehlerhaften Texten auf ihre Verfasser zu schließen und diese als dumm und faul abzustempeln. Was Øverland dementsprechend als Grundvoraussetzung für das richtige Verstehen und Interpretieren dieser Briefe ansieht, ist Respekt. Respekt für die Verfasser und deren Schreiben und Verständnis für deren mangelhafte Kenntnisse, sich schriftlich auszudrücken.²⁹

Des Weiteren meint Øverland, dass man nicht das volle Potential der Briefe ausschöpft, wenn man sie nur als historische Quelle sieht: „If we simply define the letters as sources

²⁸Vgl. Wolfgang J. Helbich: *Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten*, S. 83.

²⁹Vgl. Orm Øverland: *Learning to Read Immigrant Letters*, S. 217.

2.2. Texttheoretische Überlegungen - Eine Anleitung zum Lesen von Auswandererbriefen

for factual information we may read them in a way that will disguise their true value [...]“³⁰ Viel mehr vertritt er die Ansicht, dass es sich bei den Briefen um eine Art Volksliteratur handelt.³¹ Dementsprechend wäre, um das Lesen und Verstehen dieser Texte zu erleichtern und auch um den Texten gerecht zu werden, eine Texttheorie für Auswandererbriefe wünschenswert. Øverland stellt in oben zitiertem Artikel eine Art Leitfaden für das Lesen von Auswandererbriefen auf, da er der Meinung ist, dass weder Theorien zum Umgang mit historischen Quellen noch Theorien zum Lesen von literarischen Texten hinreichend dafür geeignet seien, Auswandererbriefe voll zu erfassen:

I am suggesting not only that the historian's theories and methods for dealing with sources may not be adequate to a full appreciation of the letters, but also that theories developed for the reading of literary texts fail to do justice to the genre of the immigrant letter. The main function of a theory of texts, we must remember, is to provide a basis for a more rewarding reading of these texts.³²

Unter Bezug auf Øverlands Artikel soll das folgende Kapitel eine Anleitung zum Lesen von Auswandererbriefen bieten. Reflektiert werden dabei jene Fragen, die notwendig erscheinen, um die Briefe nicht nur als historisches Quellenmaterial, sondern als eigene Textart, also um ihrer selbst willen, zu lesen und besser zu verstehen. Dabei besteht aber auch die Gefahr, die Briefe zu überschätzen und zu viel in die Texte „hineinzudeuteln“. Wolfgang Helbich zeigt die Grenzen des Textverständnisses deutlich auf und erklärt, was die Anforderungen an den heutigen Leser sind:

Unterdessen möchte ich Bescheidenheit, wenn nicht Demut im Umgang mit Auswandererbriefen anmahnen - und daran erinnern, dass wir bestenfalls die Spitze des Eisbergs erkennen können. Allein schon die Vorstellung, wir könnten einen Brief dekodieren, also letztlich die Persönlichkeit eines längst Verstorbenen auf Grund einiger Blätter Papier dechiffrieren, scheint absurd. Annähern, vermuten, plausibel machen, Alternativdeutungen aufzeigen, sich zu Fragen anregen lassen - alles das ist möglich und wünschenswert. Breites Hintergrundwissen, gründliches Lesen, Empathie und Sensibilität, aber vielleicht vor allem Aufgeschlossenheit - [...] - können dazu beitragen, uns die Botschaft des Schreibers und manchmal auch

³⁰Ebenda, S. 209.

³¹Vgl. ebenda, S. 210.

³²Ebenda, S. 210.

2. DIE AMERIKABRIEFE

die beabsichtigte Wirkung auf den Empfänger besser verstehen zu lassen, aber die Persönlichkeit des Briefschreibers in all ihrer Komplexität wird uns verschlossen bleiben, und damit auch die vollständige >Dekodierung< des von ihnen Geschriebenen.³³

Helbich warnt also vor einer „Überinterpretation“ der Texte und weist gleichzeitig darauf hin, dass es dem Leser viel abverlangt, zum bestmöglichen Textverständnis zu gelangen. Breites Hintergrundwissen, gründliches Lesen, Empathie, Sensibilität und Aufgeschlossenheit sieht er als Grundvoraussetzungen. Es bedarf für ein gutes Verständnis dieser Briefe somit eines ungemein aufmerksamen Lesers, der sich von den Unzulänglichkeiten der Texte nicht abschrecken lässt und den Texten und deren Verfassern gebührenden Respekt entgegenbringt. Die Aufgeschlossenheit, von der Helbich spricht, bezieht sich vor allem darauf, dass der heutige Leser die Defizite der Texte in Ausdruck, Rechtschreibung und Inhalt erkennt und als Teil der Texte akzeptiert und berücksichtigt.

Es erscheint dementsprechend wichtig, den historischen Kontext der Briefe zu bedenken und auch die Schreibbedingungen, die Rezeption, die Schreibintentionen und die Funktionen der Briefe zu beachten. Deshalb sollen folgende Fragen in diesem Kapitel reflektiert werden:

1. Was sind die Schwierigkeiten für den heutigen Leser beim Lesen der Auswandererbriefe?
2. Unter welchen Bedingungen wurden die Briefe geschrieben?
3. Warum wurden die Briefe geschrieben? Welche Funktionen erfüllten die Briefe?
4. Wie hoch ist der Wahrheitsgehalt der Briefe einzuschätzen?

³³Wolfgang J. Helbich: Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten, S. 91ff.

2.2.1 Die Schwierigkeiten für den heutigen Leser der Auswandererbriefe

Abgesehen von den Schwierigkeiten, die sich für den heutigen Leser durch die Ungeübtheit der Briefschreiber ergeben, gilt es, weitere Aspekte zu bedenken. So gibt es viele Informationen, die für die damals an der Konversation Beteiligten selbstverständlich waren, etwa Wissen über bestimmte Orte und Personen, gemeinsame Erlebnisse und Erinnerungen, Dinge, die man in den Briefen nicht mehr explizit erwähnen musste, da sie sowohl Schreibern als auch Lesern bekannt waren. Es fehlen uns heute, so Helbich, Informationen zu „personalem und sachlichem Kontext“³⁴, die sich heute nicht mehr rekonstruieren lassen.

Außerdem handelt es sich bei den meisten in Deutschland erhaltenen Briefen um solche, die aus Amerika nach Europa geschickt wurden. Es fehlen die Antwortbriefe aus Deutschland, man kennt also lediglich die eine Hälfte der „Unterhaltung“. Solveig Zempel findet dafür einen sehr treffenden Vergleich: „Reading these letters today is a bit like listening to only one end of a telephone conversation, albeit a fascinating one.“³⁵

Solche Leerstellen und Unklarheiten in den Texten werden sich nie ganz klären lassen. Das fehlende Hintergrundwissen und die fehlenden Briefe führen zu Verständnisschwierigkeiten und zu einem breiten Spielraum für Interpretationen.

³⁴Helbich: Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten. S. 94.

³⁵Zempel, Solveig (Hrsg): In their own words. Letters from Norwegian immigrants. Minneapolis: University of Minnesota Press in cooperation with the Norwegian-American Historical Association 1991. Hier zitiert nach Walterskirchen, Xenia: Norwegische Amerikaimmigranten in ihren Briefen: eine inhaltliche Analyse. Diplomarbeit. Wien 2003, S. 61.

2.2.2 Die Schreibbedingungen

Grundsätzlich handelt es sich bei den untersuchten Briefen großteils um Texte von Menschen, die nach Amerika auswanderten, um ihre Lebenssituation zu verbessern. Dafür musste meist viel und hart gearbeitet werden und über dementsprechend wenig „freie“ Zeit verfügten die Auswanderer.

Ludwig Dilger zum Beispiel entschuldigt sein kurzes Schreiben in einem Brief aus dem Jahr 1885 folgendermaßen:

Hiermit muß ich schließen da meine Zeit sehr knapp bemessen ist und werde im nächsten Briefe mehr Neuigkeiten berichten.³⁶

Es war vermutlich nicht gerade einfach, Momente zum Schreiben zu finden und wenn man sie hatte, war man müde von der Arbeit bzw. opferte wertvolle Freizeit, um sich hinzusetzen und dann auch noch mit großer Mühe einen Brief zu Papier zu bringen.³⁷ So beendet etwa der Farmer Michael Probstfeld einen Brief mit der Entschuldigung:

Wird dunkel, bin müde. Sei nicht böse. Schreibe wieder will hoffen besser zu thun.³⁸

Zudem war ein persönlicher Rückzugsraum höchstwahrscheinlich ein äußerst seltenes Gut. Viele hatten kein eigenes Zuhause, sondern wohnten gemeinsam mit anderen in einer gemieteten Unterkunft. Auch wenn es die meisten der Auswanderer gar nicht anders kannten, als wenig Wohnraum mit mehreren Menschen zu teilen, war es mut-

³⁶Ludwig Dilger, 13.10.1885, In: Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika, S. 462. Zitate aus Auswandererbriefen werden in dieser Arbeit immer eingerückt, selbst wenn sie weniger als drei Zeilen umfassen. Die Textbeispiele aus den Originalbriefen sollen auf den ersten Blick ganz klar als solche erkennbar sein und sich deutlich vom Fließtext abheben, um eine gute Lesbarkeit zu gewährleisten.

³⁷Vgl. Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters, S. 219.

³⁸Michael Probstfeld, 17.1.1898, Briefe aus Amerika, S. 245.

2.2. Texttheoretische Überlegungen - Eine Anleitung zum Lesen von Auswandererbriefen

maßlich kein Leichtes, in Ruhe zu schreiben.³⁹ Alles in allem waren das keine idealen Schreibbedingungen. Es verwundert deshalb auch nicht, dass viele Briefe in mehreren „Etappen“ verfasst wurden und man sich mehrmals hinsetzte, oft über Wochen hinweg, um an einem Brief weiterzuarbeiten.⁴⁰ Auch unter den analysierten Briefen finden sich viele solcher Beispiele. Der Auswanderer Matthias Dorgathen berichtet zum Beispiel:

Ihr meint ich hätte kein Papier mehr Ich danke euch für euere Sorgfalt aber das Papier Feder und Dinte ist hir bilig das Pabier ist hir noch biliger als in Deutsch oder in Mülheim die Kleinichkeiten sind hir so theuer nicht wie es gemagt wird Ich will schliessen denn es wird dunkel ich schreibe hir über den Brief 3 Abenden so frü wird es hir dunkel (...)⁴¹

Grundsätzlich lassen sich nur Vermutungen anstellen, unter welchen Bedingungen die Menschen ihre Briefe schrieben. Interessant wäre es aber herauszufinden, was die Briefschreiber selbst über ihr Schreiben und die Schreibsituation zu sagen haben. In der folgenden Briefanalyse soll deshalb untersucht werden, ob und wie sie ihr eigenes Schreiben thematisierten.

2.2.3 Die wichtigsten Funktionen der Auswandererbriefe

Wie Helbich betont, muss jede Quelle kritisch benutzt werden. Dazu sollten vor allem die kommunikative Situation wie auch die wichtigsten Funktionen der Briefe reflektiert werden.⁴² Welche Motivation trieb Menschen an, Briefe zu schreiben, obwohl sie kaum Übung darin hatten, sich schriftlich auszudrücken und obwohl sie das Verfassen von Briefen große Mühe kostete? Diese Frage ist für ein besseres Textverständnis von Auswandererbriefen besonders wichtig.

³⁹ Vgl. Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters, S. 219.

⁴⁰ Vgl. ebenda, S. 219.

⁴¹ Matthias Dorgathen, 22.08.1881, Briefe aus Amerika. S. 410.

⁴² Vgl. Wolfgang J. Helbich: Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten, S. 94.

2. DIE AMERIKABRIEFE

Es gibt die unterschiedlichsten Gründe, warum diese Briefe verfasst wurden. In erster Linie waren sie die einzige „direkte“ Möglichkeit für die Auswanderer, mit Familie und Freunden in der Heimat zu kommunizieren. Neuigkeiten und Informationen konnte man indirekt auch über Bekannte oder aus Zeitungen erfahren. Doch der private Brief war die einzige Option, um sich persönlich auszutauschen und zumindest die Schriftstimme des anderen zu „hören“. Tatsächlich bedeutete die Auswanderung im 19. Jahrhundert für viele eine Trennung auf Lebenszeit, da eine Reise zurück in die Heimat finanziell nicht möglich war. Die Briefe waren somit essentiell, um die Beziehungen zu Familie und Freunden aufrechtzuerhalten, was auch ihren besonderen Wert ausmacht. David Gerber beschreibt diesen großen emotionalen Wert der Briefe folgendermaßen:

The letter asserts its claims on its own emotional terms. The material object of the personal letter is an intimate artifact of the letterwriter. The handwriting of absent loved ones that the recipients of letters in the nineteenth century, like those recipients more recently, have claimed to be thrilled to see on newly received envelopes, inscribes the writer's unique self; and one can return to the material object of the letter again and again to evoke that presence. The personal letter is simultaneously a poor substitute for and an important embodiment of those from whom we are separated. Its existence marks an absence, but it assists the correspondents in bonding relationships rendered vulnerable by separation. It is the closest approximation that both parties involved in a correspondence may come to that which they most desire, but cannot obtain - an intimate conversation.⁴³

Der Brief ist laut Gerber zwar nur ein schwacher Ersatz für eine persönliche Unterhaltung, doch da es sich um die einzige Kommunikationsmöglichkeit handelte, der bestmögliche Ersatz für ein privates Gespräch. Gleichzeitig verkörpert der Brief ein Objekt, das vom ersehnten Gesprächspartner verfasst wurde, etwas das mit jener Person verbunden und immer wieder zur Hand genommen werden kann. Der wichtigste Grund, Briefe zu schreiben war also, die Beziehungen in die Heimat zu bewahren. Das ist auch der Grund, warum sie von besonderem Wert waren, sie stellten die einzige direkte Verbindung zwischen den Menschen dar.

⁴³David A. Gerber: *Authors of their lives*, S. 2.

2.2. Texttheoretische Überlegungen - Eine Anleitung zum Lesen von Auswandererbriefen

Selten und wertvoll werden diese Texte auch durch die bereits erwähnten schwierigen Schreibbedingungen, unter denen sie verfasst wurden.⁴⁴ Außerdem dauerte in der Regel der Transport von Post sehr lange, es musste durchaus einige Wochen auf einen Brief gewartet werden. Besonders wertvoll waren die Amerikabriefe auch aus dem einfachen Grund, dass das Porto in den frühen Jahren der Auswanderung noch sehr teuer war. Daher ließ man kein Stückchen des Papiers unbeschrieben und oft „teilten“ sich mehrere Schreiber gemeinsam einen Brief, wie es auch bei den untersuchten Briefen mehrmals der Fall war. Festhalten lässt sich: Für den Großteil der Auswanderer war es keine Kleinigkeit, einen Brief abzuschicken, sondern mit großem zeitlichem und finanziellem Aufwand verbunden. Bei all diesen Umständen kann man sich doch gut vorstellen, wie wertvoll solch ein Brief war und welch großes Ereignis die Ankunft eines Briefes aus Amerika bedeutete.

Für die Auswanderer selbst waren die Briefe aber nicht nur eine Möglichkeit, sich mitzuteilen, sondern „[...] mindestens ebenso sehr schriftliche Selbstreflexionen und Standortbestimmungen in einer Zeit tiefer biografischer Brüche“, wie Meinrad Pichler es formuliert.⁴⁵ Die vielen neuen Eindrücke und die außergewöhnliche Situation, in der man sich plötzlich befand, waren sicher ein großer Stimulus, um zu schreiben.⁴⁶ Einerseits half das Schreiben dabei, die neuen Erfahrungen zu verarbeiten, andererseits waren auch die Reaktionen aus den Antwortbriefen wichtige Anhaltspunkte, um das Erlebte besser reflektieren und einordnen zu können. Gleichzeitig lassen die Briefe Familie und Freunde am neuen Leben teilhaben und die Auswanderer erreichen damit, selbst nicht vergessen zu werden und in gewisser Weise, die Stellung im bekannten Umfeld abzusichern und das soziale Netzwerk nicht zu verlieren.

⁴⁴siehe S. 20

⁴⁵Meinrad Pichler: „Dort ist ein armes und dahier ein reiches Land...“. Auswandererbriefe aus den USA am Beispiel eines Vorarlberger Bestandes (1850-1914). In: Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute. Hg. v. Christa Hämmerle u. Edith Saurer. Wien: Böhlau 2003. S. 163-185. Hier S. 165.

⁴⁶Vgl. Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters, S. 211.

2. DIE AMERIKABRIEFE

Gerber nennt als einen weiteren Motivationsgrund, Briefe zu schreiben: „to justify leaving home“. Viele Auswanderer hatten das Gefühl, sich für ihre Entscheidung, das Heimatland zu verlassen, rechtfertigen zu müssen. Das Schuldgefühl, andere - im Besonderen die Eltern - im Stich gelassen zu haben, findet sich besonders in Briefen von Frauen immer wieder.

Emotionen waren generell wichtige Gründe dafür, Briefe zu verfassen, so etwa, um Heimweh zu lindern, Trost zu suchen oder auch das Gefühl der Verpflichtung, von sich hören zu lassen. Doch auch die Notwendigkeit, geschäftliche oder familiäre Angelegenheiten zu regeln, war ein Anlass zu schreiben. Der Brief war ja die einzige Möglichkeit, all dies zu tun. Eine weitere ganz bedeutende Motivation zu schreiben, war das Bedürfnis, potentielle Nachwanderer mit Informationen zu versorgen. Øverland spricht in diesem Fall von einer Art Pflichtgefühl, andere zu informieren:

Their sense of being a vanguard and of living under conditions inconceivable to themselves before their own migration also gave them a sense of duty as informants and guides.⁴⁷

Durch diesen Drang, anderen über die Auswanderung und das Zielland Amerika zu berichten, erhielten die Briefe eine wichtige informative Funktion, welche die ursprünglichen Funktionen des privaten Briefes überschritt. Besonders die frühen Auswandererbriefe erreichten oft weit mehr als nur einen Leser. Einige wurden in Zeitungen und im deutschen Raum auch schon früh in Sammelbänden (oft allerdings in bearbeiteter Form) veröffentlicht.⁴⁸

Vor allem fanden die Briefe aber dadurch Verbreitung, dass man sie der Familie, Freunden und auch der gesamten Dorfgemeinschaft vorlas, sie weitergab und sogar handschriftlich kopierte und verbreitete.⁴⁹ Stephen Fender bezeichnet diese Art der „Ver-

⁴⁷Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters, S. 211.

⁴⁸Vgl. Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika. S. 46.

⁴⁹Vgl. Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters, S. 211.

2.2. Texttheoretische Überlegungen - Eine Anleitung zum Lesen von Auswandererbriefen

öffentlichung“ der Briefe als „vernacular publication“⁵⁰, was man im Deutschen als „volkstümliche Veröffentlichung“ bezeichnen könnte. Die Briefe erreichten dadurch ein großes Zielpublikum und dementsprechend groß war ihr Einfluss auf mögliche Auswanderer. Dessen waren sich auch die Behörden in Deutschland bewusst, wie etwa folgende Beschreibung des Landrats von Trier aus dem Jahre 1852 verdeutlicht. Er schreibt, die Briefe stellten

„eine sorgenfreie Absicherung in Aussicht, und laden die hiesigen Angehörigen nach dorthin ein. Es werden Reisen von 10 bis 12 Stunden gemacht, um den Inhalt eines solchen Briefes, besonders, wenn er von einer als zuverlässig bekannten Person geschrieben ist, zu erfahren, und vorzugsweise jüngere Leute lassen sich durch solche Nachrichten bestimmen auszuwandern.“⁵¹

Die Briefe spielten für die Nachwanderung eine enorme Rolle. Weder Zeitungen, Belletristik, Auswandererratgeber noch Werbung von Auswanderungsagenturen hatten einen derart großen Einfluss auf potentielle Auswanderer wie diese Briefe.⁵² Heute wissen wir, „dass die Briefe von Vorausgewanderten den eigentlichen Motor für die sogenannte Kettenwanderung bildeten.“⁵³ Der Grund, warum diese Auswandererbriefe zu ihrer Zeit so starken Einfluss auf die Nachwanderer und ganz allgemein auf das Amerikabild in ihrer ehemaligen Heimat hatten, lässt sich einfach erklären. Die Menschen vertrauten den Berichten von Bekannten und Verwandten aus Amerika viel eher als den Informationen von offizieller Seite. Øverland schreibt diesbezüglich,

[...] they were written by their own people, by relatives and neighbors, not by those in positions of authority who had had a monopoly on the written word and whose words were listened to with respect but also with considerable suspicion.⁵⁴

⁵⁰Vgl. Fender, Stephen: *Sea changes. British emigration&American literature*. Cambridge: Cambridge Univ. Press 1992 (=Cambridge studies in American literature and culture 55), S. 18f.

⁵¹Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kampfhoefner, Ulrike Sommer: *Briefe aus Amerika*, S. 32.

⁵²Vgl. ebenda, S. 32.

⁵³Vgl. Meinrad Pichler: „Dort ist ein armes und dahier ein reiches Land...“, S. 178.

⁵⁴Orm Øverland: *Learning to Read Immigrant Letters*, S. 209.

2. DIE AMERIKABRIEFE

Was Menschen aus der eigenen Umgebung oder zumindest aus einer ähnlichen sozialen Schicht schrieben, erschien sehr viel vertrauenswürdiger als Informationen von offizieller Seite. Zeitungen oder offizielle Bekanntmachungen zielten meist auf eine bestimmte Wirkung ab. Entweder sollten sie von der Auswanderung abhalten oder zur Auswanderung motivieren.⁵⁵

Diese große Reichweite der Briefe und ihre öffentliche Funktion gilt es bei der Textanalyse unbedingt zu bedenken.⁵⁶ Denn auch die Briefschreiber selbst waren sich der „Veröffentlichung“ ihrer Texte natürlich bewusst. Einerseits führte dies dazu, dass manche mit der Intention schrieben, ihre Texte von möglichst vielen lesen zu lassen, so wie zum Beispiel der Vorarlberger Auswanderer Christian Engstler. In seinem Brief vom 7. August 1853 fordert er seine Geschwister auf:

Schreibt Briefe ab, und laßt sie jeden unbedingt lesen.⁵⁷

Andererseits führte diese Veröffentlichung auch zu Selbstzensur, denn die Verfasser der Briefe mussten sich sehr gut überlegen, worüber sie in ihren Briefen berichteten und was sie lieber unerwähnt ließen. Außerdem wurden manche Briefe auch noch von den Empfängern verändert, wenn sie diese zur Verbreitung kopierten.⁵⁸ Dass die Briefschreiber äußerst vorsichtig waren, zeigt sich zum Beispiel in dem Brief von Margarethe Winkelmeier im Juli 1869, die es für notwendig befand, zu schreiben:

Ich bitte darum last doch mein Schreiben niemand sehen.⁵⁹

Die Verfasser schrieben also in dem Bewusstsein, dass der Brief von weiteren Personen

⁵⁵Vgl. Wolfgang J. Helbich: Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten, S. 85.

⁵⁶Vgl. Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters, S. 211.

⁵⁷Christian Engstler, 7. August 1853, aus Dubuque, Bundesstaat Iowa, zitiert nach: Pichler: „Dort ist ein armes und dahier ein reiches Land...“, S. 164.

⁵⁸Vgl. Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters, S. 213.

⁵⁹Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika, S. 549.

2.2. Texttheoretische Überlegungen - Eine Anleitung zum Lesen von Auswandererbriefen

im Umkreis des Empfängers gelesen werden könnte. Stangl meint aus diesem Grund, dass man den Auswandererbrief auch kritisch betrachten muss, und nicht davon ausgehen kann, dass es sich um private Texte mit rein persönlichem Charakter handelt.

Ego-Dokumente und besonders Briefe gelten allgemein als Inbegriff unverfälschter, direkter, authentischer Zeugnisse, doch je mehr Briefe man kritisch liest, je mehr man die Hintergründe kennt, aus denen heraus sie entstanden sind, desto mehr beginnt man, diesen Gemeinplatz in Frage zu stellen. Schon durch ihre Konservierung bewegen sich fast alle uns erhaltenen Briefe in einem Graubereich zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, so gut wie nie handelt es sich um Zufälligkeiten. Welche der uns bekannten Briefe sind überhaupt Alltagsschrifttum und welche sind Propagandamittel, die bereits an eine Öffentlichkeit gerichtet waren? An welche gesellschaftlichen Konventionen sind die Darstellung, Wortwahl und Inhalt gebunden, die der Briefautor nur bedingt beeinflussen konnte, die aber für die Übersetzung von Erlebtem in Geschriebenes unverzichtbar sind? Briefschreiber sind von Absichten getrieben, entwickeln Strategien der Selbstdarstellung. Die dem Brief zugeschriebene Aufrichtigkeit und Authentizität sind nicht selten Teil davon. Die Briefe sollten den Empfänger beeinflussen oder wurden von diesem ausgewählt, um dritten Personen, Ämtern oder Gerichten etwas mitzuteilen.⁶⁰

Dass es notwendig, aber äußerst schwierig ist, die Echtheit von Briefen zu überprüfen, wurde bereits an anderer Stelle erläutert.⁶¹ Stangls Kritik scheint durchaus berechtigt, doch die Möglichkeit, die genauen Intentionen, Hintergründe, Einflüsse, Motivationen, die hinter den Briefen stehen, zu überprüfen, haben wir nicht. So gilt es zwar zu hinterfragen, ob es sich bei den Briefen tatsächlich um solch direkte und authentische Zeugnisse ihrer Zeit handelt, wie man leichtfertig annehmen könnte, doch untersuchen lässt sich das nicht. Und dennoch handelt es sich bei den Briefen um wertvolle Dokumente, die einen Blick auf die Amerikawanderung des 19. Jahrhunderts gewähren, der nicht von den Autoritäten bestimmt, sondern von den Auswanderern selbst überliefert wurde, wenn auch mit Einschränkungen.

⁶⁰Werner Stangl: Zwischen Authentizität und Fiktion. Die private Korrespondenz spanischer Emigranten aus Amerika, 1492-1824. Dissertation. Graz 2008, S. 7f.

⁶¹Siehe Die Authentizität der Amerikabriefe S. 12f.

2.2.4 Der Wahrheitsgehalt der Briefe

Eine weitere wichtige Frage, die sich bei der Analyse von Auswandererbrieffen stellt, ist, wie hoch man den Wahrheitsgehalt dieser Briefe einschätzen darf. Dass es sich bei dieser „Wahrheit“ um eine rein subjektive handelt, ist naheliegend. Doch beschrieben die Auswanderer ihre Situation der Realität entsprechend oder neigten sie zu Übertreibungen und Ausschmückungen, um in diesen „öffentlichen“ Texten besser dazustehen? Dieser Realitätsgehalt ist heutzutage natürlich schwer zu überprüfen. Wir wissen aber, welch großen Einfluss die Amerikabriefe auf die Nachwanderung hatten und, dass sie die vertrauenswürdigste Informationsquelle für den Großteil der Auswanderer darstellten. Daraus lassen sich Schlüsse auf den Wahrheitsgehalt der Briefe ziehen. Denn dieses Vertrauen, das die Nachwanderer den Briefen entgegenbrachten, bedeutete gleichzeitig eine große Verantwortung für die Briefschreiber. Im Falle, dass jemand im Vertrauen auf die Berichte in den eigenen Briefen nach Amerika nachfolgte, wollte man sich nicht vorwerfen lassen, dass man maßlos übertrieben hätte. So schreibt Øverland über den Wahrheitsgehalt der Briefe Folgendes:

„With few exceptions, immigrant letters give a reliable account of material conditions. One reason for the reliability of these writers is that they knew that next spring people would turn up, often with a copy of one of their letters in their baggage, and hold them accountable.“⁶²

So sprechen die vorhin genannten Argumente zwar dafür, dass die Briefe, so Helbich, „einen hohen subjektiven Wahrheitsgehalt aufweisen“⁶³, dennoch gilt es zu bedenken, dass die Auswanderer natürlich auch ein Scheitern in Amerika nicht leichtfertig zugeben wollten. Pichler beschreibt diese „Zwickmühle“, in der sich viele der Briefschreiber befanden, wie folgt:

⁶²Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters, S. 214.

⁶³Ebenda S. 33.

2.2. Texttheoretische Überlegungen - Eine Anleitung zum Lesen von Auswandererbriefen

Insgesamt hatten die amerikanischen Verfasser und Verfasserinnen ihre Briefinhalte genau danach abzustimmen, was sie über sich mitteilen und was sie daheim auslösen wollten. Beschrieben sie ihre Lage sehr positiv, konnten sie zu Hause Erwartungen wecken, die sie in Wirklichkeit nicht einzulösen imstande waren. Sie konnten Nachwanderungen initiieren, ohne das beabsichtigt zu haben. Gaben sie aber zu, dass ihre Hoffnungen in Amerika enttäuscht worden waren, wäre das ein Eingeständnis des eigenen Scheiterns gewesen.⁶⁴

Es konnte durchaus eine Gratwanderung darstellen, die eigene Situation nicht übertrieben positiv zu beschreiben und gleichzeitig nicht als Versager dazustehen. Auch unter den untersuchten Briefen, gibt es Beispiele in welchen die Verfasser nachgewiesener Maßen zu Ausschmückung und Beschönigung der Realität neigten. Doch grundsätzlich ist anzunehmen, dass sich die Briefschreiber ihrer Verantwortung sehr wohl bewusst waren und in ihren Briefen nicht leichtfertig Unwahrheiten verbreiteten. Inwieweit sich diese Annahmen auch in den untersuchten Briefen spiegeln und wie sich die Briefschreiber bezüglich Nachwanderung äußern, wird sich in der folgenden Briefanalyse zeigen.

⁶⁴Meinrad Pichler: „Dort ist ein armes und dahier ein reiches Land...“, S. 178f.

Österreichische Auswandererbriefe

Die ursprüngliche Idee für diese Arbeit war, Briefe von österreichischen Amerikaauswanderern des 19. Jahrhunderts zu untersuchen, da diesen von Seiten der Wissenschaft bisher wenig Beachtung geschenkt wurde. Diese Idee scheiterte allerdings daran, dass es in Österreich bis heute keine größere Sammlung von Auswandererbriefen gibt. Damit die Ergebnisse der Recherche zu den österreichischen Amerikabriefen nicht verloren gehen und gegebenenfalls anderen für zukünftige Untersuchungen zur Verfügung stehen, werden sie in folgendem Kapitel präsentiert.

Das Fehlen einer umfangreichen österreichischen Auswandererbriefsammlung erklärt sich laut Historiker Meinrad Pichler vor allem durch zwei Umstände. Erstens scheint die Auswanderung nach Amerika für die österreichische Geschichtsschreibung bis heute „kein Thema von nationaler Bedeutung“ zu sein und ist auch „in der populären Tradition kaum verankert“.¹ Zweitens hatte das Gebiet des heutigen Österreich, im Vergleich mit anderen europäischen Ländern, wo es solche Briefsammlungen gibt, verhältnismäßig geringe Auswandererzahlen zu verzeichnen. Dies hing laut Pichler stark mit

¹Meinrad Pichler: „Dort ist ein armes und dahier ein reiches Land...“, S. 166.

3. ÖSTERREICHISCHE AUSWANDERERBRIEFE

der strikten Auswanderungspolitik der Habsburger zusammen.² Da man Bevölkerungsreichtum lange als Kapital ansah und vor allem wehrpflichtige Männer nicht verlieren wollte, versuchte man Abwanderungen durch gesetzliche Einschränkungen und polizeiliche Maßnahmen zu verhindern.³ Erst im Jahr 1863 wurde die Auswanderungsfreiheit durch das Staatsgrundgesetz festgelegt. Es war allerdings weiterhin verboten, das Land zu verlassen, bevor man die Wehrpflicht abgeleistet hatte.⁴ Eine „Warnung betreffend Auswanderung nach Amerika“ wurde zum Beispiel 1893 in den Vorarlberger Gemeindeblätter abgedruckt und schloss mit folgender Mahnung:

Militärpflichtige, oder solche, welche ihrer Stellungspflicht noch nicht oder noch nicht vollständig entsprochen haben, und sich trotzdem zur eigenmächtigen Auswanderung verleiten lassen, werden noch ganz besonders auf die schweren Strafolgen ihrer Handlungsweise aufmerksam gemacht.⁵

Zusätzlich zu diesen Maßnahmen der Exekutive versuchte man die öffentliche Meinung durch Propaganda zu beeinflussen. So wurden, wie zum Beispiel der Historiker Heinz Faßmann veranschaulicht, in Zeitungen Geschichten über das vermeintlich schlimme Schicksal von Auswanderern veröffentlicht, um potentielle Emigranten abzuschrecken.⁶

Am stärksten, weil am einfachsten, war die Auswanderung laut Pichler lange Zeit aus den Randgebieten des Reiches. Für die Exekutive war es schwierig, etwa Vorarlberger Auswanderer daran zu hindern, das Land über die Schweizer Grenze zu verlassen. Au-

²Vgl. ebenda, S. 166.

³Vgl. Meinrad Pichler: Auswanderer. Von Vorarlberg in die USA 1800-1938. Bregenz: Vorarlberger Autoren-Ges. 1993. S. 30f und Heinz Faßmann: Auswanderung aus der österreichisch-ungarischen Monarchie 1869-1910. In: Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart; mit einer umfassenden Bibliographie zur österreichischen Migrationsgeschichte. Hg. v. Traude Horvath. Wien: Böhlau 1996. S. 33-55. Hier S. 50ff.

⁴Vgl. Meinrad Pichler: Die Vorarlberger Amerikawanderung bis 1938. In: Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart; mit einer umfassenden Bibliographie zur österreichischen Migrationsgeschichte. Hg. v. Traude Horvath. Wien: Böhlau 1996. S. 33-55. Hier S. 58.

⁵erschieden im Gemeindeblatt Götzis, Altsch, Koblach und Mäder am 4.6.1893 (vorhanden im Gemeindearchiv Altsch), zitiert nach: Meinrad Pichler: Auswanderer. Von Vorarlberg in die USA 1800-1938, S. 31.

⁶Vgl. Faßmann: Auswanderung aus der österreichisch-ungarischen Monarchie 1869-1910, S. 50ff.

Berdem profitierten diese von der gut ausgebauten Infrastruktur für Auswanderung in der Schweiz.⁷ Es überrascht daher nicht, dass sich die umfangreichste Sammlung österreichischer Auswandererbriefe im Vorarlberger Landesarchiv in Bregenz befindet.

3.1 Vorarlberger Auswandererbriefe

Der Historiker Meinrad Pichler sammelte für seine Publikation *Auswanderer. Von Vorarlberg in die USA 1800-1938* diverse Materialien zur Vorarlberger Überseewanderung, darunter auch Briefe von Auswanderern in ihre Heimat.⁸ Gesammelt hat Pichler nach eigenen Angaben nicht systematisch. Besonders durch Vorträge machte er in Vorarlberg auf seine Forschung aufmerksam und in der Folge wurden ihm etliche Briefe aus Privatbesitz zugetragen.⁹ Ausgehend von der Auswandererzahl von rund 4000 Personen schätzt Pichler, dass in den Jahren von 1850 bis 1914 um die 70.000 Briefe aus Amerika nach Vorarlberg geschickt wurden, gefunden hat er lediglich rund 50 davon.¹⁰

Die „Amerika-Sammlung Pichler“ im Vorarlberger Landesarchiv ist öffentlich zugänglich, allerdings ist die Arbeit mit diesen Auswandererbriefen problematisch. Beim Großteil der Dokumente handelt es sich um Fotokopien. Leider ist die Qualität der Kopien teilweise so schlecht, dass die Briefe kaum lesbar sind, weil zum Beispiel Ränder abgeschnitten wurden oder die Schrift kaum sichtbar ist. Die Arbeit mit den Briefen wird dadurch, zusätzlich zur Schwierigkeit des Entzifferns der alten Handschriften, enorm erschwert. In seiner Publikation, *Auswanderer. Von Vorarlberg in die USA 1800-1938*, zitiert Pichler die Briefe nur auszugsweise. Eine Edition der Auswandererbriefe gibt es nicht, da, so Pichler:

⁷Vgl. Meinrad Pichler: *Auswanderer. Von Vorarlberg in die USA 1800-1938*, S. 33-38.

⁸Vgl. Meinrad Pichler: „Dort ist ein armes und dahier ein reiches Land...“, S. 166.

⁹E-Mail von Meinrad Pichler an die Verfasserin vom 24.10.2010.

¹⁰Vgl. Meinrad Pichler: „Dort ist ein armes und dahier ein reiches Land...“, S. 165f.

es mir interessanter erschien, typische Passagen zu zitieren, als ellenlange Briefe über Getreidepreise, Hühnerfutter oder andere Arten des Pflügens und dgl. in extenso wiederzugeben. Viele Briefe sind ja für Leser wirklich uninteressant, da die einfachen Leute kaum Menschliches sondern viel mehr Wirtschaftliches (am liebsten Preisvergleiche) berichteten.¹¹

3.2 Burgenländische Auswandererbriefe

Eine kleine Sammlung burgenländischer Auswandererbriefe findet sich im Institut für Anglistik und Amerikanistik an der Karl-Franzens-Universität Graz. Es handelt sich dabei um Briefe, die Doris Knasar im Rahmen ihrer Diplomarbeit zusammengetragen hat.¹² Gesammelt hat Knasar, wie sie schreibt, anhand von zweierlei Strategien: Einerseits versuchte sie mit Hilfe öffentlicher Medien auf ihr Projekt aufmerksam zu machen, andererseits durch persönliche Kontakte an private Briefe zu gelangen.¹³

Knasar sandte einen Aufruf zum Sammeln von Auswandererbriefen an diverse burgenländische Zeitungen. Besonders die Inserate in der Kirchenzeitung stellten sich als gewinnbringend heraus. Zusätzlich nutzte sie die Möglichkeit eines Kurzauftritts in einer regional ausgestrahlten Radiosendung, um für ihr Sammelprojekt zu werben. Sie wandte sich auch an sämtliche Gemeinden des Burgenlandes und bat um die Veröffentlichung ihres Aufrufs in den Gemeindeblättern. Knasar sieht den Nachteil dieser Aufrufe in den Medien darin, dass zwar Aufmerksamkeit gewonnen werden kann, diese allerdings nur von kurzer Dauer ist und das Sammelprojekt schnell wieder in Vergessenheit gerät. Deshalb legt sie nahe, dass persönliche Kontakte beim Sammeln von regionalen, privaten Dokumenten von größter Bedeutung sind. Für ihre eigene Sammeltätigkeit scheint es besonders wichtig und ergiebig gewesen zu sein, dass sie mit möglichst vielen Perso-

¹¹E-Mail von Meinrad Pichler an die Verfasserin vom 24.10.2010.

¹²Doris Knasar: „...und Esen kan man jedes das was der Bräsidend ist...“. Briefe burgenländischer Amerikauswanderer als psychohistorische Dokumente. Diplomarbeit. Graz 1991.

¹³Vgl. ebenda, S. 47f.

nen über ihr Projekt sprach und somit auf ihr Anliegen aufmerksam machen konnte. Insgesamt konnte Knasar mit ihrem Sammelprojekt um die 50 Briefe auffinden. Das gesammelte Material wird nach Angaben Knasars in der Bibliothek des Instituts für Anglistik und Amerikanistik in Graz verwahrt. In ihrer Diplomarbeit hat sie alle Briefe, insgesamt 47 Stück, in transkribierter Form veröffentlicht.¹⁴ Den größten Anteil macht dabei die Briefserie eines Verfassers im Umfang von 33 Briefen (53 Seiten Transkription) aus den Jahren 1923 bis 1926 aus. Zusätzlich umfasst der Bestand drei Serien mit je drei bzw. vier Briefen eines Verfassers und weitere einzelne Briefe (29 Seiten Transkription). Diese Briefe stammen aus dem Zeitraum von 1876 bis 1949.

3.3 Oberösterreichische Auswandererbriefe

Einen vielversprechenden Hinweis auf weitere Auswandererbriefe lieferte eine Publikation vom Historiker Siegfried Haider aus dem Jahr 2000 mit dem Titel *Berichte aus der neuen Welt. Die Vereinigten Staaten von Amerika zwischen Unabhängigkeits- und Bürgerkrieg aus (ober)österreichischer Sicht (1776-1853)*.¹⁵ Darin finden sich insgesamt 19 Briefe von Amerika-Auswanderern aus dem Gebiet des heutigen Oberösterreich. 13 dieser Briefe stammen von dem Arzt Dr. Ernst Krackowizer, der in Amerika als Chirurg zu Ansehen gelangte.¹⁶

¹⁴E-Mails von Doris Knasar an die Verfasserin vom 19.08.2009 und vom 05.09.2009.

¹⁵Siegfried Haider: *Berichte aus der neuen Welt. Die Vereinigten Staaten von Amerika zwischen Unabhängigkeits- und Bürgerkrieg aus (ober)österreichischer Sicht (1776-1853)*. Linz: Landesverlag 2000.

¹⁶Vgl. ebenda, S. 93-96.

3.3.1 Briefe von Ernst Krackowizer

Ernst Krackowizer war im Jahr 1850 aus politischen Gründen nach Amerika emigriert und schrieb an seinen zukünftigen Schwiegervater und seine Verlobte Emilie Forster in Steyr.¹⁷ Die von Siegfried Haider editierten Briefe befinden sich in der Oberösterreichischen Landesbibliothek in Linz. Allerdings handelt es sich dabei laut Handschriftenverzeichnis der Bibliothek lediglich um maschinelle Abschriften, nicht um die Originale.¹⁸ Haider versuchte Genaueres bezüglich der Entstehung dieser Kopien und des Verbleibs der Originale zu recherchieren. Ursprünglich dürfte die Briefsammlung mehrere hundert Stück umfasst haben. Diese war im Besitz von Krackowizers jüngster Tochter Maria Anna Boas, deren Ehemann, der Anthropologe Franz Boas, vermutlich eine Maschinenabschrift der gesamten Sammlung anfertigte.¹⁹ Bereits im Jahr 1948 scheinen die Originale verschwunden gewesen zu sein. In diesem Jahr veröffentlichte nämlich Ernst P. Boas, der Sohn von Maria Anna Boas und Franz Boas, eine Auswahl von 27 Briefen seines Großvaters, die er selbst ins Englische übersetzt hatte. Aus einer Fußnote des Herausgebers geht hervor, dass Boas auf die Abschriften seines Vaters zurückgegriffen hatte, da die Originale nicht mehr auffindbar waren. Ernst P. Boas übergab die maschinellen Abschriften der Briefe, ganze 533 Seiten, an die Bibliothek der New York Academy of Medicine.²⁰ Dort werden diese auch heute noch aufbewahrt. Der Bestand wurde bisher nicht aufgearbeitet und ist nur mit spezieller Genehmigung vor Ort ein-

¹⁷Vgl. ebenda, S. 84ff.

¹⁸Der Hinweis auf die Briefe findet sich auf der Homepage der Oberösterreichischen Landesbibliothek: www.landesbibliothek.at/uploads/media/Handschriften_nach_Alter/SchiffmannKatalog_-_Neue_Signatur_neu.pdf, zuletzt eingesehen am 18.06.2012: „Die Handschriften der öffentl. Studienbibliothek in Linz. Beschrieben von Dr. Konrad Schiffmann. 461 Blatt. Linz 1935. Inhaltsbeschreibung: Briefe des deutschamerikanischen Arztes Dr. Ernst Krackowizer (1821-1875) nach seiner Flucht im Jahre 1848. Ueber den Verf. vgl. E. Strassmayer, Männergestalten aus O.Ö., S.239ff. Kodexbeschreibung: Saec. XIX (1849-1851), Pap., 280x217, 95 Bll., Kopien in Maschinschrift. Sign.: Kart. 74.“

¹⁹Vgl. Siegfried Haider: Berichte aus der neuen Welt, S. 85.

²⁰Vgl. ebenda, S. 85.

sehbar.²¹

Die in der Oberösterreichischen Landesbibliothek vorhandenen Briefe stellen somit einen sehr kleinen Teil der erhaltenen Abschriften dar. Es handelt sich dabei um Briefe vom 30. März 1849 bis zum 18. Januar 1851, drei davon an den Schwiegervater Krackowizers und zehn an Emilie Forster. In die Landesbibliothek gelangten sie laut Haider als Spende durch Emma Krackowizer, eine Verwandte von Ernst Krackowizer und Frau eines ehemaligen Leiters des Oberösterreichischen Landesarchivs.²²

Die Abschriften weisen laut Haider erhebliche Schwächen auf. Sie erweckten „durch zahlreiche Tipp- und Flüchtigkeitsfehler einen sehr schlampigen Eindruck“.²³ Es fehlen bei allen Briefen Schlussformel und Unterschrift und bei den Briefen an Emilie Forster auch die Anrede. Satzteile und ganze Textstellen scheinen ausgelassen worden zu sein. Haider vermutet, dass der „unbekannte Abschreiber oder die Abschreiberin Probleme mit dem Lesen bzw. Verstehen der handschriftlichen Originale gehabt“ hat.²⁴ Viele der Fehler ließen sich durch mangelnde Deutschkenntnisse erklären. Einige der Mängel dürften in einem späteren Überarbeitungsschritt von einer weiteren Person, vermutlich durch Helene Krackowizer, eine Tochter des Briefschreibers, korrigiert worden sein.²⁵

Wie auch immer die Abschriften entstanden sind, Fakt ist, dass die Originalbriefe nicht mehr auffindbar sind und die Kopien einen wenig vertrauenswürdigen Eindruck hinterlassen, da sie möglicherweise stark von den Originalen abweichen. Dazu kommt, dass lediglich 13 der Briefe in Österreich verfügbar sind. Es wäre zu prüfen, ob die in New

²¹Angaben aus dem Online-Katalog der Bibliothek: <http://nyam.waldo.kohalibrary.com/cgi-bin/koha/opac-detail.pl?biblionumber=249314>, zuletzt eingesehen am 05.06.2012: „Ernst Krackowizer letters, 1848-1868. by Krackowizer, Ernst, 1821-1875. Description: .42 .Summary: Typescript of letters (in German) by Krackowizer to his fiancée, Emilie Forster, 1848-1868. Gift of Dr. Ernst Boas. Original typescript. Plus one zeroxed copy of ms. list of letters Unprocessed. Closed to research. Limited consultation may be arranged with permission of the Curator of Rare Books and Manuscripts.“

²²Vgl. Siegfried Haider: *Berichte aus der Neuen Welt*, S. 85f.

²³Ebenda, S. 87.

²⁴Ebenda, S. 87.

²⁵Vgl. ebenda, S. 88.

York verwahrten Briefe in einem ähnlichen Zustand wie die Exemplare in Linz sind. Eine solche Untersuchung bedeutet aber einen großen zeitlichen und finanziellen Aufwand, verbunden mit dem Risiko, dass die Qualität des Briefmaterials für die intendierte Analyse nicht ausreichend sein könnte. Aus diesen Gründen eignete sich der Briefbestand nicht für die vorliegende Arbeit. Das Beispiel zeigt deutlich, wie schwierig es ist, an gut erhaltene Auswandererbriefe zu gelangen.

3.3.2 Briefe aus dem Salzkammergut

In Haiders Publikation finden sich noch sechs weitere Briefe und ein Tagebuchauszug eines oberösterreichischen Auswanderers. Dabei handelt es sich um drei Briefe eines Verfassers und jeweils einen Brief von drei weiteren Briefschreibern.²⁶ Die Briefe stammen alle aus den Jahren 1852 und 1853. Wiederum sind es keine Originale, sondern Abschriften von Auswandererbriefen. Diese Kopien sind uns erhalten, da Behörden von als „gefährlich“ eingeschätzten Auswandererbriefen Abschriften anfertigen ließen, um diese „als warnende Beispiele an ihre Dienststellen und an kirchliche Instanzen zu verteilen“.²⁷ Die Dokumente wurden daraufhin von den Behörden archiviert und fünf davon befinden sich heute im sogenannten „Statthaltereiarchiv“ im Oberösterreichischen Landesarchiv in Linz. Der sechste Brief ist in Privatbesitz einer Familie in Bad Goisern.²⁸

Es handelt sich hier also wieder „nur“ um Abschriften von Auswandererbriefen, noch dazu um solche, die von Personen mit der Intention kopiert wurden, vor Auswanderung zu warnen und Auswanderungswillige abzuschrecken. Schwer zu beurteilen ist deshalb,

²⁶Die fünf Briefe, die sich heute im Oberösterreichischen Landesarchiv befinden, wurden 1960 bereits von Hans Sturmberger veröffentlicht: Die Amerika-Auswanderung aus Oberösterreich zur Zeit des Neoabsolutismus. In: Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs 7. Linz: Oberösterreichischer Landesverlag 1960, S. 5-53.

²⁷Siegfried Haider: Berichte aus der neuen Welt, S. 218ff.

²⁸Vgl. ebenda, S. 219.

inwieweit in die Originalbriefe eingegriffen und sie dem eigenen Zweck entsprechend verändert wurden. Dazu kommt, dass nur sechs Briefe vorhanden sind, wovon lediglich drei von demselben Schreiber stammen.

Ein weiterer Hinweis auf Auswandererbriefe aus dem Salzkammergut findet sich in der Diplomarbeit von Michael Kurz: *„Nun ist die Scheidestunde da ...“: die Emigration aus dem Salzkammergut im 19. Jhdt. nach Nordamerika. Geschichte einer Auswanderung.*²⁹ Allerdings sind die Informationen zu den Briefen sehr spärlich. So findet Kurz nur Folgendes erwähnenswert:

Etwa 60 Briefe aus einem Zeitraum von 1853 bis 1940 haben sich erhalten. Aus den Staaten Kansas, Minnesota, Missouri, Texas, Wisconsin und West-Virginia sind wir über das Leben der Auswanderer aus ihrer Korrespondenz informiert. Zum Teil ist die Orthographie sehr schlecht, zunehmenden kommen Anglizismen vor.³⁰

Darauf folgen die Abschriften von sieben Briefen. Wobei es sich bei einem der Briefe um ein Exemplar handelt, das bereits 1960 von Sturmberger veröffentlicht worden war. Die restlichen Briefe wurden, so macht es den Eindruck, stark gekürzt. Ob diese Kürzungen durch die „schlechte Orthographie“ und damit verbundenen Leseschwierigkeiten begründet sind oder aus anderen Gründen Textpassagen weggelassen wurden, ist nicht klar. Offen bleibt auch, wie umfangreich die gestrichenen Textstellen sind. Auch, ob es sich bei diesen Briefen um Originale oder, wie bei den von Haider veröffentlichten Exemplaren, um behördliche Abschriften handelt, wird nicht erläutert. Die abgedruckten Briefe befinden sich laut Kurz alle in Privatbesitz von Personen im Salzkammergut. Von wem die restlichen 53 Briefe stammen, wer sie gesammelt hat und wo sie aufbewahrt werden, wird nicht angeführt.

²⁹Michael Kurz: „Nun ist die Scheidestunde da ...“: die Emigration aus dem Salzkammergut im 19. Jhdt. nach Nordamerika. Geschichte einer Auswanderung. Diplomarbeit. Salzburg 1999.

³⁰Ebenda, S. 114.

3.4 Wie könnten weitere Briefe gefunden werden?

Wie in diesem Kapitel gezeigt wurde, brachte die Suche nach österreichischen Auswandererbriefe, nur mäßige Erfolge. Mit großem Aufwand ließe sich eine relativ kleine Menge von Briefen erschließen. Zusammenfassend gesagt, eignen sich diese Briefe aus folgenden Gründen nicht für die geplante Briefanalyse:

Die Anzahl der gefundenen Briefe ist verhältnismäßig gering. Dazu kommt, dass ein großer Teil der Briefe der „Amerika-Sammlung Pichler“ nur schwer lesbar ist. Von den Briefen Ernst Krackowizers ist nur ein Bruchteil in Österreich verfügbar, der größte Teil der Sammlung müsste daher unberücksichtigt bleiben. Bei den Briefen aus dem Salzkammergut ist unklar, inwieweit sie den Originalbriefen der Verfasser entsprechen. Ein zusätzliches Problem ist, dass unter dem gefundenen Material nur wenige Briefserien eines Verfassers sind, die sich über einen längeren Zeitraum erstrecken. Das ist für eine Briefanalyse deshalb problematisch, da es sehr schwierig ist, einzelne Amerikabriefe mit ihren sprachlichen, orthographischen und inhaltlichen Eigenheiten richtig zu verstehen und zu interpretieren. Je mehr Material eines Briefschreibers zur Verfügung steht, umso besser kann man damit arbeiten. Darüber hinaus stammen die Briefe aus unterschiedlichen Zeiträumen. Die Bedingungen der Auswanderung der Vorarlberger Auswanderer Mitte des 19. Jahrhunderts unterschieden sich stark von der Situation der burgenländischen Auswanderer, die nach dem ersten Weltkrieg das Land verließen. Einreisebedingungen in Amerika und die Verhältnisse, auf welche die Einwanderer dort trafen, hatten sich grundlegend verändert.

Aus diesen Gründen wurde für die vorliegende Arbeit editiertes Briefmaterial aus der Nordamerika-Briefsammlung in Gotha herangezogen, auf die im folgenden Kapitel näher eingegangen wird. Doch auch in Österreich sollte sich noch einiges an Briefmaterial finden lassen, wenn auch mit großem Aufwand. Die deutsche Nordamerika-Brief-

3.4. Wie könnten weitere Briefe gefunden werden?

sammlung wird auch heute noch durch Briefe aus Privatbeständen erweitert. Solche Bestände könnten sich auch in Österreich noch durch Aufrufe in Zeitungen und anderen Medien finden lassen. Das Einbeziehen von Schulen in Sammelprojekte, das in Deutschland erfolgreich praktiziert wird, erscheint sehr sinnvoll.³¹ Möglicherweise fänden sich auch in gerichtlichen Archiven und Gemeindearchiven noch einzelne Briefe. Dorthin gelangten solche Schreiben, wenn Auswanderer nachweisen mussten, dass sie in Amerika Bekannte hatten, die für sie sorgen könnten.³² Zu Bedenken gilt es beim Sammeln von österreichischen Auswandererbriefen, dass das heutige Österreich nur einem Bruchteil des Habsburgerreiches des 19. Jahrhunderts entspricht. Um an einen größeren Briefbestand zu gelangen, wäre es daher sinnvoll, die Sammeltätigkeit länderübergreifend anzulegen.

³¹Siehe dazu Seite 45

³²Vgl. Meinrad Pichler: Auswanderer. Von Vorarlberg in die USA 1800-1938, S. 26.

Nordamerika-Briefsammlung

Die bedeutendste Sammlung deutschsprachiger Auswandererbriefe und gleichzeitig größte europäische wurde in den 1980er Jahren von Prof. Wolfgang Helbich begründet, einem Historiker an der Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum.¹ Im Gegensatz zu anderen Ländern hatte man in Deutschland Auswandererbriefen seitens der Wissenschaft bis dahin wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Helbich stieß bei seinen Recherchen weder auf qualitativ überzeugende Editionen noch gab es ein eigenes Archiv für Auswandererbriefe oder eine größere Sammlung. Um diesen Mangel zu beheben, startete er selbst eine Sammelaktion. An Tageszeitungen versandte er einen kurzen Text über die Bedeutung von Auswandererbriefen mit der Aufforderung, solche Briefe nach Bochum zu schicken. Rund 80 Zeitungen druckten diesen Aufruf ab. Mit dieser Aktion konnten 3000 Briefe gesammelt werden und der Grundstein für die Bochumer Auswandererbriefsammlung (BABS) war gelegt. Eine finanzielle Unterstützung durch die Stiftung Volkswagenwerk ermöglichte den weiteren Ausbau der Sammlung in den Jahren 1984 bis 1988, im Besonderen widmete man sich der Erschließung des Materials.

¹<http://auswandererbriefe.de>, zuletzt eingesehen am 12.12.2012.

Mithilfe wissenschaftlicher, studentischer und ehrenamtlicher Mitarbeiter wurden die Briefe transkribiert und ein thematischer Stichwortkatalog angelegt. Man forschte intensiv nach biographischem Material zu den einzelnen Briefschreibern und sammelte umfangreiches Material zu Herkunftsorten und Auswanderungszielen der Emigranten. Bis zum Jahr 1990 wuchs der Bestand der Bochumer Auswandererbrieffsammlung auf rund 6000 Stück an und es wurden fortlaufend Briefe gesammelt. Allerdings war es nach Auslaufen der Förderung durch die Stiftung Volkswagenwerk nicht mehr möglich, die Sammlung weiter auszubauen. Es fehlte an den notwendigen Ressourcen, um die Neuzugänge in die bestehende Sammlung einzuarbeiten. Aus diesem Grund wurde die Brieffsammlung im Jahr 1999 in die Forschungsbibliothek Gotha verlegt, die sich durch „ihre umfangreichen Erfahrungen in der Verwaltung, Erschließung und Nutzbarmachung von Briefbeständen“² auszeichnet und wo die Briefe heute für alle Interessierten zugänglich sind.

Inzwischen hat sich die Auswandererbrieffsammlung noch einmal bedeutend vergrößert. Sie umfasst momentan rund 10.000 Briefe, im Original oder in Kopie, aus dem Zeitraum von 1820 bis 1930. Dabei handelt es sich ausschließlich um Briefe, die von deutschen Auswanderern nach Deutschland geschickt wurden. Bereits für rund 5000 der Briefe gibt es Transkriptionen. Unter den Briefen finden sich auch rund 300 Briefserien, wobei sich eine Serie aus zumindest drei oder mehr Briefen von demselben Schreiber zusammensetzt. Fast alle dieser Serien wurden transkribiert. Zusätzlich gibt es im Archiv für etwa 250 dieser Briefserien ausführliches biographisches Material zu den Briefschreibern sowie Informationen zu ihren Wohnorten in Deutschland und Amerika. Das umfangreiche biographische und deskriptive Material, das in Ergänzung zu den Briefen gesammelt wurde, zeichnet diese Sammlung ganz besonders aus. Außerdem finden sich in der Sammlung Kopien von rund 2000 gedruckt erschienenen Auswandererbrieffen und der Nachweis von rund 4000 weiteren gedruckten Auswandererbrieffen.

²http://www.auswandererbrieffe.de/neue_sammlung.html, zuletzt eingesehen am 12.12.2012

Die Sammlung wächst auch weiterhin. Seit 2003 ergänzen die Wissenschaftler den Bestand vor allem durch Briefe aus der ehemaligen DDR, da dort in den 1980er Jahren das Sammeln von privaten Briefen kaum möglich war. Die Bochumer Auswandererbriefsammlung ist die Grundlage für das neue Sammelprojekt, wurde aber, um auch namentlich der neuen Aufgabe gerecht zu werden, in „Nordamerika-Briefsammlung“ (NABS) umbenannt. Die Sammelaktion ist dieses Mal noch effizienter angelegt. Zusätzlich zu Pressemitteilungen versucht man an Schulen auf das Thema Auswanderung aufmerksam zu machen. Lehrer bekommen Unterrichtsmaterialien zur Verfügung gestellt, um dadurch Kinder zu animieren, mögliche vorhandene Briefbestände in ihrer Familie aufzuspüren.

Diese neue Sammeltätigkeit brachte für die Wissenschaftler bereits große Erfolge. So sind inzwischen 52 neue Briefserien zur Sammlung hinzugekommen, welche aus jeweils mindestens zehn Briefen von einem Schreiber bestehen. Insgesamt umfassen diese Serien an die 3500 Briefe, wobei es sich nicht nur um Briefe aus Nordamerika handelt. Darunter finden sich nämlich auch 13 Briefserien aus Lateinamerika, zwei aus Australien und eine aus Malaysia. Zusätzlich kamen 184 Einzelbriefe und neun Auswanderertagebücher zum Bestand dazu und es wurden Nachweise von Auswandererbriefen in Archiven der neuen Bundesländer gesammelt. Vom gesamten neuen Briefbestand gibt es bereits Transkriptionen und zusätzlich digitale Faksimile, welche in der Forschungsbibliothek Gotha eingesehen werden können.

Mit dieser Masse an gesammelten Briefen zählt die Nordamerika-Briefsammlung quantitativ zu einer der größten Auswandererbriefsammlungen weltweit. Qualitativ ist sie aufgrund ihres Erschließungsgrades international führend.

Aus dem Sammelprojekt in Gotha gingen bisher fünf Briefeditionen hervor.³ Eine davon

³Wolfgang Helbich, Walter D. Kamphoefner (Hg.): Deutsche im Amerikanischen Bürgerkrieg. Briefe von Front und Farm 1861-1865, Paderborn u.a.: Schöningh 2002. Walter D. Kamphoefner, Wolfgang

4. NORDAMERIKA-BRIEFSAMMLUNG

wird für die folgende Analyse verwendet: *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt; 1830-1930.*⁴

Helbich, Ulrike Sommer (Hg.): *News from the Land of Freedom. German Immigrants Write Home.* Ithaca u.a.: Cornell UP 1991. Wolfgang Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer (Hg.), *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt; 1830-1930.* München u.a.: Beck 1988. Wolfgang J. Helbich: „Alle Menschen sind dort gleich...“. *Die deutsche Amerika-Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert.* Düsseldorf: Schwann 1988. Wolfgang Helbich (Hg.): „Amerika ist ein freies Land ...“. *Auswanderer schreiben nach Deutschland.* Darmstadt u.a.: Luchterhand 1985.

⁴Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer (Hrsg): *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt ; 1830-1930.* München: Beck 1988.

Briefanalyse

In der folgenden Briefanalyse soll nun untersucht werden, wie sich die theoretischen Überlegungen über Schreibintention und Schreibsituation der Auswanderer auch in den Briefen widerspiegeln. Es stellt sich die Frage, wie diese im Verfassen von Texten ungebildeten Menschen mit der Herausforderung, sich nun schriftlich ausdrücken zu „müssen“, umgehen und ob sie diese besondere Schreibsituation auch selbst thematisierten. Besonders spannend erscheint außerdem die Frage, was die Auswanderer als wichtig genug empfanden, um es den Daheimgebliebenen zu berichten und wie sie diese Themen zum Ausdruck brachten.

Veröffentlichtes Briefmaterial wurde für die Untersuchung gewählt, um zu gewährleisten, dass die Ergebnisse für den Leser nachvollziehbar und leicht zu überprüfen sind. Denn wie Helbich in seinem Artikel *Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten* feststellt, ist ein gravierendes Problem bei der Untersuchung dieser Amerika-briefe, dass „die Schreibgewohntheit der meisten Schreiber und die daraus resultierenden Unklarheiten, Mehrdeutigkeiten und andere Verständnisschwierigkeiten“¹ zu ei-

¹Wolfgang J. Helbich: *Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten*, S. 94.

nem sehr breiten Interpretationsspielraum führen. Außerdem ist, so meint Helbich, bei solchen Analysen die Versuchung groß, lediglich Textpassagen auszuwählen, die die eigenen Thesen bestätigen und alles Widersprechende auszuklammern.² Durch die Verwendung leicht zugänglichen Briefmaterials unterläge der Autor dann “einer gewissen Disziplin“, so Helbich.³ Er betont des Weiteren: “Streng genommen sollte man überhaupt keine Schlüsse aus Briefen ziehen, von deren Schreibern man zu wenig weiß.“⁴

Die verwendete Edition zeichnet sich dadurch aus, dass sie zu jedem der Briefschreiber biographische Daten zur Verfügung stellt. Dieses Hintergrundwissen zu den Verfassern ist zum besseren Textverständnis wichtig, aber auch um die Echtheit der Briefe einschätzen zu können. Für viele Arbeiten, wie etwa die hier vorliegende, wäre eine solche Recherche über die Biographien der Briefschreiber aber zu arbeits- und zeitaufwendig. Außerdem ist es natürlich einfacher transkribierte Briefe zu lesen, da man sich die Schwierigkeiten beim „Entziffern“ der Texte erspart. Allerdings muss man sich auf die bereits von jemand anderem durchgeführte Arbeit des Transkribierens verlassen. Anfangen von Änderungen die beim Abschreiben versehentlich entstanden, falsch verstandene Begriffe, aber auch Schlampigkeitsfehler und Tippfehler bis hin zu bewussten Veränderungen in Orthographie, Interpunktion, Stil und Inhalt sind möglich. Es gilt noch weitere Nachteile von Briefeditionen in Betracht zu ziehen. Denn die Auswahl des publizierten Briefmaterials ist vom Herausgeber getroffen. Zudem muss sich eine Edition immer auf eine eher geringe Anzahl von Briefen beschränken und wird sich meist auf besonders interessante und für den heutigen Leser „lesenswerte“ Briefe spezialisieren. So schreibt auch Stangl, in seiner Dissertation über spanische Auswandererbriefe, dass bei Briefeditionen Vorsicht geboten ist.

Authentizität ist auch das Stichwort bei der Edition: Nicht nur Herausgeber von Zeitungen müssen sich der Verantwortung etwaiger Verzerrungen durch willkür-

²Vgl. ebenda, S. 85.

³Vgl. ebenda, S. 94.

⁴Ebenda, S. 96.

liche inhaltliche Auswahl von Leserbriefen gefallen lassen, auch der Herausgeber einer Quellenedition kann auf diese Weise das Gesamtbild und damit die Einschätzung und Interpretation der Quellen beeinflussen.⁵

Egal nach welchen Kriterien die Briefe ausgewählt wurden, so handelt es sich doch immer um eine subjektive Auswahl der Herausgeber, durch die der Eindruck des Lesers geprägt wird. Die Entscheidung für die Verwendung der Briefedition von Helbich, Kamphoefner und Sommer fiel im besonderen aus dem Grund, dass die Editionsgrundlagen sehr detailliert offengelegt werden. Unter anderem legte man Wert auf das Abdrucken der buchstabengetreuen Texte, wählte nur Briefe die im Original vorliegen und zuvor noch nicht veröffentlicht worden waren.⁶ Helbich spricht im Vorwort zu dieser Briefedition von dem ehrgeizigen Vorhaben:

Ein Buch vorzulegen, das sowohl eine wissenschaftliche Edition von Dokumenten ist, die einen Beitrag zur sozialgeschichtlichen Forschung liefert, als auch dem historisch, politisch oder gesellschaftlich interessierten Laien eine informative und fesselnde Lektüre bietet.⁷

Zum Ziel haben sich die Herausgeber gesetzt „über den engeren Kollegenkreis hinaus auch außerhalb des Elfenbeinturms gehört zu werden [...]“ und die Texte nicht nur „nach den Regeln, auf dem Forschungsstand und mit den Fragestellungen der aktuellen Geschichtswissenschaft, sondern darüber hinaus auch lesbar und attraktiv zu gestalten.“⁸

Dieses Ziel hatte allerdings auch zur Folge, dass an einigen Stellen der Briefe Kürzungen vorgenommen wurden. Die Herausgeber begründen die Eingriffe in das Textmaterial damit, dass langatmige Passagen wie etwa häufige Wiederholungen, lange Preislisten, Aufzählungen von Menschen, die begrüßt werden sollten, gestrichen wurden, um die

⁵Werner Stangl: Zwischen Authentizität und Fiktion, S. 39.

⁶Die Editionsgrundsätze und die Richtlinien zur Textbehandlung werden in der Einführung zur Briefedition dargelegt. Vgl. Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika, S. 48-52.

⁷Ebenda, S. 8.

⁸Ebenda, S. 8.

Lektüre der Texte kurzweiliger zu gestalten. Aber auch „Raumknappheit“ war ein Beweggrund dafür. Die Auslassungen werden in den Texten aber zumindest nachgewiesen und es finden sich Angaben dazu, welches Thema die gestrichenen Sätze behandelten und wieviele Zeilen die Kürzung umfasst.⁹ Trotz dieser Eingriffe stellte sich die Edition als sehr gewissenhaft editiert und vertrauenswürdig heraus und schien für die angestrebte Analyse am besten geeignet.

Für die vorliegende Untersuchung wurden 19 der 20 in diesem Sammelband publizierten Briefserien verwendet. Die zwanzigste Serie wurde weggelassen, da sich die Situation dieses Auswanderers so gravierend von den anderen unterschied. Diese Briefserien stammen von 36 verschiedenen Briefschreibern, wobei es sich immer nur um die Briefe handelt, die von Amerika nach Deutschland geschickt wurden. Die Antwortbriefe aus Deutschland fehlen bedauerlicher Weise. Von den Briefschreibern waren 22 Männer und 14 Frauen, die bis auf eine Ausnahme zur Zeit ihrer Auswanderung zwischen 16 und 33 Jahre alt waren. Christian Kirst, der zur Zeit der Auswanderung bereits 54 Jahre alt war und damit nicht nur unter den hier vertretenen Auswanderern eine Ausnahme darstellte, war auch der Einzige unter den Briefschreibern der mit Ehefrau und Kindern auswanderte. Die Briefserien umfassen den Zeitraum von 1830 bis 1930. Insgesamt bezieht sich die Briefanalyse auf 402 Briefe, von ganz unterschiedlicher Länge, wobei die Briefserien jeweils zwischen 5 und 54 abgedruckte Briefe umfassen. Nicht alle erhaltenen Briefe der Korrespondenten wurden von den Herausgebern veröffentlicht, manche werden lediglich erwähnt und inhaltlich kurz zusammengefasst.

⁹Ebenda, S.49f.

5.1 Die wichtigsten Themen der Briefe

Worüber schreiben diese Menschen, wenn sie sich in ihren Briefen an weit entfernte Freunde und Verwandte in Deutschland wenden? Aus den untersuchten Schriftstücken gehen ganz klar die Hauptfunktionen dieser Texte hervor. In erster Linie dienten die Briefe zur Kommunikation, um den Kontakt zur Heimat aufrechtzuerhalten. Dementsprechend nehmen Fragen nach dem Wohlbefinden, Grüße an Bekannte, die Frage nach Neuigkeiten und Berichte über Bekannte und Verwandte in Amerika viel Raum ein. Ganze Listen mit Aufzählungen der Personen, die man grüßen lässt, finden sich in den Briefen.

Entgegen der Erwartung vor dem Lesen der Auswandererbriefe, beziehen sich die Schreiben dieser Menschen nicht in erster Linie auf die Erfahrung der Auswanderung, die Reise, den großen Einschnitt in ihrem Leben und die Konfrontation mit Fremdem in Amerika. Diese Annahme hat sich im Laufe der Analyse als Trugschluss herausgestellt.

In erster Linie äußern sie sich darüber womit sie den Großteil ihrer Zeit verbrachten und auch schon in ihrer früheren Heimat verbracht hatten, nämlich die Arbeit und damit zusammenhängend Arbeitsbedingungen, Arbeitssuche, Arbeitsweise, Löhne, Arbeitslosigkeit oder auch Maschinen in Amerika. Farmer zählen Landpreise, Getreidepreise, Viehhaltung, Viehpreise, Ernte und sonstige Erträge auf. Grundsätzlich war der Lebensunterhalt und die damit verbundene Arbeit das, womit sich diese Menschen ihr Leben lang intensiv beschäftigten bzw. beschäftigen mussten. Für die meisten von Ihnen war einer der wichtigsten Gründe warum sie nach Amerika ausgewandert waren der, Arbeit zu finden, mehr zu verdienen und einen höheren Lebensstandard zu erreichen. Auch bei den Briefempfängern stand die Arbeit in deren Lebensmittelpunkt, weshalb sie sich besonders für die vorherrschenden Arbeitsbedingungen, Löhne und dergleichen in Amerika interessierten, vor allem wenn sie selbst Auswanderung in Erwägung zogen. Dement-

sprechend oft wird über dieses Thema in den Briefen berichtet. Es änderte sich zwar der Lebensraum der Auswanderer, doch an dem Umstand, dass sie ihr Leben größtenteils damit verbrachten, hart zu arbeiten, änderte sich wenig. Tatsächlich scheint das eine der wichtigsten Gemeinsamkeiten der Briefschreiber und der Briefempfänger zu sein, wie sich aus den Briefen vermuten lässt. Klar wird aus der Thematisierung von Arbeit auch eine weitere wichtige Funktion der Auswandererbriefe. Denn die Informationen über Arbeitsbedingungen und dergleichen lassen nicht nur auf die Hauptmotivation für die Auswanderung und das Interesse der Leser in der Heimat an diesem Thema schließen, sondern ebenso auf die Funktion der Amerikabriefe als Informationsquelle für potentielle Nachwanderer. Wichtig war für diese Menschen in erster Linie, ob und wie sie in Amerika zu Geld kommen würden, um sich dort ein neues Leben aufbauen zu können.

Besonders häufig finden sich in den Briefen also auch Informationen und Ratschläge zur Auswanderung. Das zeigt vor allem wie wichtig die Briefe als Informationsquelle für Nachwanderer waren. Es handelt sich dabei um praktische Ratschläge für die Reise, was man an Proviant einpacken soll, welchen Leuten man nicht trauen darf, welche Reiseroute empfehlenswert ist und dergleichen. Außerdem listen die Auswanderer auf, was man unbedingt nach Amerika mitnehmen soll, weil entsprechende Dinge dort nicht verfügbar, von schlechterer Qualität oder viel teurer sind als in Deutschland. Die Auswanderer geben zudem sehr ausführlich Auskunft darüber, für wen eine Auswanderung sinnvoll erscheint und für wen nicht. Sie orientieren sich vor allem daran, welche Berufsgruppen in Amerika gefragt sind und wer deshalb gute Aussichten auf einen Arbeitsplatz hat und wer nicht. Man schreibt sehr dezidiert, für wen sich mit einer Auswanderung gute Chancen ergeben und für wen es ratsam ist, in Deutschland zu bleiben, wie sich etwa an den Auskünften von Christian Lenz in einem Brief vom 7. Jänner 1868 erkennen lässt.

(...) für Deinen Wilhelm ist es hier nichts denn Er hat lange nichts mir gearbeit[ed] und Steiger kan Er her nicht werden weil Er die Sprache nicht kann las Ihn lieber

5.1. Die wichtigsten Themen der Briefe

heiraden und bei Euch bleiben, für den Schmidt ist es hier fül besser denn die Schmidt verdinen hier fül Gelt für den Schullerer ist es auch beser hier als bei Euch in Deuschland in den großen Stätten werden die Schullerer gut bezahlt von 30 bis 50 Dahler den Monad wen einer Deutsch und Enlisch kan bekomd einer noch mir das Enlisch hat Er balt gelerd wen Er einen guten Kobf hat es gieb hier Deutsch und auch Enlische Schulen und auch woh beites gedirben wird, (...).¹⁰

Die Aussagen sind weit davon entfernt, andere Menschen leichtfertig nach Amerika locken zu wollen. Außerdem machte man es auch davon abhängig, wen man selbst zur Unterstützung bei der Arbeit brauchen könnte. Man wusste offenbar mit ziemlicher Sicherheit, wem man Arbeit vermitteln konnte und wem nicht.

(...), und ich bin nicht im Stande, eine von meinen Verwandten, daran zu rathen um hier hin zu kommen, aber Rudolph wen der hier wäre, da konnte was von werden, Der konte das Schreibern lernen, und verdienen gleich den ersten Tag einen 1/2 Dollar, dazu Engelisch lesen u[nd] Schreiben, und auch guthe Kleider, aber da[n] muß Er auch bis 21. Jahr bleiben, gegen die Zeit hatte Er sich schon Geld verdienet und dan nachher konte Er den Tag einen Dollar, und auch 1 1/2 Dollar verdienen, aber solche Knaben müssen einen Bürgen haben das sie die letzte Zeit nicht weg[lauffen], nun konte Er guth bey meinen Herrn seinen Bruder kommen, den habe ich da schon von gesagt, der sagte es währe Schade das ich ihn nicht mit gebracht, Er wolte ihn gleich in seine Arbeit nehmen.¹¹

Doch auch wenn die Briefe sehr genaue Ratschläge zur Auswanderung beinhalten, so sind sich doch die meisten der Auswanderer einig, dass jeder für sich selbst entscheiden müsse, ob die Auswanderung das richtige für ihn sei, oder nicht. Damit wollte man späteren Vorhaltungen von Nachwanderern vorbeugen, wie sich an folgenden Textauschnitten zeigt.

(...) wen sie auch meine eigene Brüder wären, dan könte ich sie keines wegus zu rathen um hier hin zu kommen oder dar zu bleiben, dan den [ein]en gefiele es hir gut und den andern nicht, (...).¹²

(...) wegen Bruder Rudolph ob ich es für gut fände das er hier hin kommen m[ö]chte dar ueber möchte ich vor dis mal nicht viel von Schreiben den die zeiten sind hier

¹⁰Christian Lenz, 7.1.1868, S. 139.

¹¹Wilhelm Stille, etwa Frühjahr 1834, S. 68.

¹²Wilhelm Stille, etwa Frühjahr 1834, S. 70.

5. BRIEFANALYSE

jetzt sehr schlächt den die Leute haben kein Geldt aber wier lauren alle auf Basse-re zeiten (...) daran weiß ich nciht was ich Schreiben sol du muß es selber wissen wen du große lust hast zu kommen den kom nur (...).¹³

Liebe Eltern u. Geschwister ich will euch aber doch nicht zusprechen thut ihr was ihr wollt denn dem einem gefälts u. den andern nicht aber nur denen gefällt es nicht wo es in deuschland gut gehabt haben aber ich denke auch euch würde es gewiß gefallen weil ihr Deuschland noch nichts gutes gehabt haben, ich möchte doch nicht mehr drausen seyn u. nur diese wo nicht arbeiten mögen denen gefällt es nicht, denn in Amerika muß alles arbeiten wenn mann zu etwas kommen will da darf mann sich nicht schämen da komt eins auch zu etwas u. da will ich euch noch einmal bemerken thut ihr was ihr wollt denn es kann eim zu viel beschwerlichkeiten zukommen auf der Reise u. noch in Amerika u. da gibt mann diese wo ihnen zugesprochen haben die bittersche vorwürfe, den kommt nur darauf an wie eins Glück hat wie auch in Deuschland.¹⁴

Anna Maria Klinger versuchte ihre Familie keinesfalls dazu zu überreden, auszuwandern, auch wenn sie selbst der Meinung war, dass sie es in Amerika besser haben könnten als in Deutschland. Sie wollte sich, wie viele andere Briefschreiber, „bittersche vorwürfe“ der Nachwanderer ersparen. Außerdem stellten solche Neuankömmlinge eine große finanzielle Belastung dar. Denn Vorausgewanderte waren oft die erste Anlaufstelle für die neuen Auswanderer und bis diese Arbeit und Unterkunft gefunden hatten, galt es sie zu versorgen. Ein weiterer gravierender Grund dafür, möglichst wahrheitsgetreu zu schreiben, bestand darin, dass von Auswanderern, die es einigermaßen zu Wohlstand brachten, in der Heimat finanzielle Unterstützung erwartet wurde. Besonders gegenüber zurückgelassenen Familienmitgliedern fühlte man sich verpflichtet. Allein deshalb konnte und wollte man es mit den Ausschmückungen nicht allzu sehr übertreiben. Nicht zuletzt erreichte die Auswanderung bald solch ein Ausmaß, dass eventuelle Übertreibungen leicht durch andere Auswanderer in die Heimat berichtet werden konnten. Schönfärberei der eigenen Situation wäre spätestens zu diesem Zeitpunkt enttarnt worden.¹⁵ So geschah es auch in folgendem Brief vom Auswanderer Christian Kirst.

¹³ Wilhelm Krumme, 27.1.1843, S. 82.

¹⁴ Anna Maria Klinger, vermutlich Mitte 1850, S. 506.

¹⁵ Vgl. Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika, S. 33.

Diesem war zu Ohren gekommen, dass ein anderer deutscher Auswanderer, der aus der selben Umgebung stammte wie Kirst, in seinen Briefen die eigene finanzielle Situation scheinbar beschönigte.

[...] man kann nicht jedem glauben, es läßt sich ja alles schreiben, als wie z.B. der Karl Hirsch Ich mochte ihn nicht in meinem Brief erwähnen hier kann ich euch ja meine Meinung sagen: Der schreibt er thät mit Vieh und Holz handeln, ja dazu ist Carl Hirsch viel zu arm, hier ists nicht wie drausen hier wird alles im Großen getrieben dazu muß einer ungezähltes Geld haben, das ist grade so wie ich, wenn ich schreiben thäte, ich thäte Mit Holz und Vieh handeln, der hat vielleicht so viel Geld herein gebracht wie ich? Erstens muß einer die Englische Sprache können, denn hier wird alles Englisch betrieben, was Geschäft, Lesen, und Schreiben anbelangt, Zweitens Wenn einer kein Geld hat wer besorgt ihm dann? denn in Amerika wollen sie auch Bürgen haben, hier sind sie nicht so gleich gültig wie drausen gesagt wird, wenn er gesagt hätte er wäre Viehtreiber, das hättet ihr glauben können, ihr wißt ja was der Hirsch drausen war, das wird er auch noch hier sein.¹⁶

Die Briefschreiber halten es deshalb auch immer wieder für nötig zu betonen, dass sie die Wahrheit schreiben. Wie zum Beispiel Christian Kirst in einem Brief an einen Bekannten in seinem Heimatdorf:

Meine Tochter Carolina hat mir gesagt du möchtest gerne wissen wie es hier in Amerika wäre, darum will ich dir die reine Wahrheit schreiben.¹⁷

Das Klischee, Auswandererbriefe würden bei vielen Menschen falsche Hoffnungen wecken, sie nach Amerika locken und damit ins Verderben ziehen, findet sich allerdings nur bei einem weiteren Briefschreiber.¹⁸ Matthias Dorgathen spricht dieses Thema in mehreren seiner Briefe an. So warnt er etwa am 18. September 1881 vor den Lügen, die durch Briefe aus Amerika verbreitet werden.

¹⁶Christian Kirst, 1.1.1884, S. 457.

¹⁷Christian Kirst, 16.7.1882, S. 450.

¹⁸Zu dieser Diskussion, ob Auswanderer leichtfertig nach Amerika aufbrachen, weil sie meinten dort das Paradies zu finden, gibt es einen interessanten Artikel von Peter Assion: Schlaraffenland schriftlich und mündlich. Zur Wiederkehr von Märchenmotiven in der Auswanderungsdiskussion des 19. Jahrhunderts. In: Volksdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Hg. v. Lutz Röhrich u. Erika Lindig. Tübingen: Narr 1989, S. 109-123.

5. BRIEFANALYSE

(...) Wenn ich umer gesund bleibe das ist die Hauptsache hir in Amerika und Arbeith halte dann soll es wohl gehn sons sind hir auch keine goltne Berge begraben wie die Leuthe Imer schreiben Es wird mehr lügen herraus geschrieben wie Wahrheit (...)¹⁹

Eine ganz ähnliche Passage findet sich in einem Brief Dorgathens aus dem Jahr 1882.

Liebe Eltern und Brüdern es kommen jetz so vihle frischen Deutschen Irländer Italiener Sachsen und Böhmen und Cinesen, es sinth jetz schon vihl mer wie noch mahl so vihl nach Nev Jork das sie da kaum unter gebracht werden können Sie schreiben uns hier in die Zeittungen das wir doch ja die Wahrheith herraus schreiben sollten damit doch die Leuthe nicht All ins Verderben rennen thäten Aber es werden noch zu vihl Lügen herraus geschrieben das thun Aber die die nicht mehr nach Deutschland kommen dürfen die haben dann auch gern Verwandten oder Bekanten bei sich dann borgen sie sich Gelt bei dem Bas wo sie bei schaffen und schicken Freickarten herraus und denn lügen sie noch Obendrein das Gelt hätten sie schon verspart hier sinth fihle die haben noch 100 Dolar stehn und schicken 2 bis 3 Freickarten herraus Aber das hält auch nicht lange mehr an die Combanie und die Bassen werden zu vihl betrogen ja das ist der Schwindel in Amerika die Armen Emigrüd (...)²⁰

Auch in weiteren von Dorgathens Briefen sind solche Vorwürfe gegenüber anderen Auswanderern enthalten, die angeblich Unwahrheiten über den Wohlstand in Amerika verbreiten. Seine Meinung zu diesem Thema dürfte aber eher auf eigene Erfahrungen, Enttäuschungen oder auch Vorurteile zurückzuführen sein, denn in den Briefen der anderen Auswanderer gibt es kaum Bemerkungen zu einer solchen Problematik und nie in ähnlich verallgemeinernder Form wie bei Dorgathen.²¹

Zu erwähnen ist, dass sich die untersuchten Auswandererbriefserien grundlegend bezüglich Stil, Inhalt, Dichte der Informationen und Länge der Briefe unterscheiden. Dies scheint naheliegend, da es sich um Texte von lauter Individuen handelt, die, selbst wenn sie zu einem ähnlichen Zeitpunkt und mit ähnlichen Motiven nach Amerika auswanderten, in dieser Situation doch sehr unterschiedliche Erfahrungen machten und unter ver-

¹⁹Matthias Dorgathen, 18.11.1881 [tatsächlich beinahe mit Sicherheit 18. September], S. 412.

²⁰Matthias Dorgathen, 6.5.1882, S. 419.

²¹Matthias Dorgathen ist zudem der einzige Rückwanderer unter den Briefschreibern.

schiedensten Voraussetzungen schrieben. Ausschlaggebend für Stil und Inhalt der Briefe ist in erster Linie der Bildungsgrad des Verfassers und damit einhergehend die Mühe, die ihm das Schreiben bereitete. Aber auch die Beziehung zwischen Sender und Empfänger spielt eine wesentliche Rolle bei der Gestaltung der Texte. Manche der Briefserien zeugen von intensivem Kontakt und einer innigen Beziehung, andere Briefe hingegen vermitteln den Eindruck, dass der Briefschreiber eher aus Pflichtgefühl zur Feder griff. In Beziehungen zwischen Menschen, die sich wenig mitzuteilen hatten, sind auch die Inhalte der Briefe weniger interessant, ganz abgesehen davon, dass seltener und kürzere Briefe geschrieben wurden und der Briefkontakt schneller abbrach. Die jeweilige Situation der Verfasser, ihre Lebensumstände, ob die Auswanderung erfolgreich verlief und sie sich in Amerika wohlfühlten, ob sie Heimweh hatten oder schnell Anschluss fanden, all das spiegelt sich in den Briefen wider und je länger eine Briefserie ist, umso mehr lässt sich über die Geschichten der Schreibenden und der Leser herausfinden.

Natürlich kommen in den Briefen noch weitere Themen vor, die es sich im Rahmen einer Analyse zu untersuchen lohnt, auf die an dieser Stelle aber nicht mehr näher eingegangen werden soll.²²

Diese Themen hängen sehr stark mit den Interessen, dem Mitteilungsbedürfnis und den Erfahrungen des jeweiligen Briefschreibers zusammen. Im Grunde sind Arbeit, Auflistungen von Preisen, Tipps zur Nachwanderung und die Frage nach Bekannten und Verwandten, das Ausrichten von Grüßen, also der Erhalt der Beziehungen zu Deutsch-

²²Verwiesen sei auf einige interessante Untersuchungen zu verschiedensten Themen in den Auswandererbriefen, die Wolfgang J. Helbich veröffentlicht hat: Wolfgang J. Helbich: Stereotypen in Auswandererbriefen. Die USA im 19. Jahrhundert aus der Sicht deutscher Einwanderer. In: Exotische Welt in populären Lektüren. Hg. v. Anselm Maler. Tübingen: Max Niemeyer 1990, S. 63-80 und Wolfgang Helbich: The „Trained Observer“ and the Common Immigrant: Differences in the Perceptions of „the Americans“. In: Emigration and Settlement Patterns of German Communities in North America. Hg.v. Eberhard Reichmann, LaVern J. Rippley, Jörg Nagler: Indianapolis 1995, S. 350-370 und Wolfgang Helbich: Land der unbegrenzten Möglichkeiten? Das Amerika-Bild der deutschen Auswanderer im 19. Jahrhundert. In: Deutschland und der Westen im 19. und 20. Jahrhundert. Band 1, HMRG, Beiheft 7. Hg. v. Jürgen Elvert, Michael Salewski : Stuttgart 1993, S. 295-321.

land, die größten Gemeinsamkeiten und häufigsten Motive, die von den Auswanderern angesprochen werden.

So betont auch Wolfgang Helbich: “[...] Briefe sind und bleiben an je einschlägigem Informationsgehalt sehr dünn, d. h. auf der Suche nach den Goldkörnern muss viel Sand gesiebt werden.“²³

Doch auf der Suche nach diesen „Goldkörnern“ sticht ein Thema ins Auge, über das sich nicht nur wenige der Auswanderer äußern, sondern das alle Verfasser der untersuchten Briefe verbindet, nämlich ganz einfach das Schreiben.

5.2 Das Schreiben

Alle Verfasser der hier untersuchten Briefe haben zumindest eines gemeinsam: sie schrieben Briefe. Die meisten von ihnen nicht, weil es ihnen besonders Spaß machte oder Freude bereitete, zu schreiben, sondern, weil sie auf diese Briefe angewiesen waren, wenn sie den Kontakt zu Freunden und Familie in ihrer alten Heimat aufrechterhalten wollten.

Im texttheoretischen Kapitel wurde bereits besprochen, dass es sich bei den Verfassern der Amerikabriefe großteils um Menschen handelte, die kaum Übung darin hatten, sich schriftlich auszudrücken. Bis auf die Auswanderer Michael Probstfeld und Carl Berthold, von denen der Erste das Gymnasium mit dem Abitur abschloß und der Zweite immerhin ein Jahr im Gymnasium verbrachte, waren die anderen Briefschreiber, soweit das heute bekannt ist, nur wenige Jahre zur Schule gegangen. Außerdem hatten sie in ihrem gewohnten Alltag vermutlich kaum Bedarf gehabt, sich schriftlich zu artikulieren. Erst durch die Situation der Auswanderung kamen sie in die Verlegenheit, schreiben

²³Wolfgang J. Helbich: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten, S. 83.

zu müssen, wenn sie die Beziehungen zu Menschen in Deutschland bewahren wollten. Dass man auf diese Art der Kommunikation angewiesen war, stellte dementsprechend für die meisten Auswanderer eine große Herausforderung dar. Überdies waren auch die äußeren Schreibbedingungen recht schwierig, wie in Kapitel 2 bereits gezeigt wurde.²⁴ Nun erscheint es zusätzlich zu diesen theoretischen Überlegungen durchaus interessant, zu untersuchen, ob die Briefschreiber selbst ihr Schreiben und ihre Schreibsituation thematisierten, wenn ja, was sie darüber berichteten und ob das auch mit den theoretischen Annahmen übereinstimmt. In den Briefen finden sich etliche Passagen, die das Schreiben betreffen. Besonders die unterschiedlichen damit verbundenen Schwierigkeiten werden von vielen der Briefschreibern erwähnt.

5.2.1 Schwierigkeiten beim Schreiben

Wie sich in den untersuchten Texten erkennen lässt, wurde das Verfassen der Briefe von vielen der Auswanderer als sehr anstrengend empfunden. So berichtet beispielsweise der Farmer Michael Probstfeld in einem Brief vom 1. Jänner 1892:

6 Z.: [Nach Mitternacht, noch mehrere Briefe zu schreiben] nachdem ich einen langen deutschen Brief geschrieben geht mein Schreiben sehr langsam, es gibt mir Hände und Fingerkrampf da es eine außergewöhnliche Anstrengung für mich ist. Schreibe so etwa 12 bis 15 deutsche Briefe im Jahr (...)²⁵

Des Weiteren betont er am 8. Juni 1895, im Alter von 63 Jahren, wie schwer es ihm fällt, einen Brief in deutscher Sprache zu verfassen. Probstfeld wanderte bereits im Alter von 20 Jahren aus und war nach all den Jahren in Amerika mit der englischen Sprache vertrauter als mit der deutschen.

²⁴Siehe. S. 20.

²⁵Michael Probstfeld, 1.1.1892, S. 234.

5. BRIEFANALYSE

Ich wollte Du könntest englisch lesen, ich würde öfter schreiben. Meine Han[d] ist so krampfich ich muß aufhören war aber lange nicht fertig.²⁶

Der Auswanderer Wilhelm Stille bittet seine Schwester, ihm im nächsten Brief möglichst viele Informationen über seine anderen Geschwister mitzuteilen. Er weiß, welche große Anstrengung das Schreiben eines langen Briefes für sie bedeuten würde und schlägt deshalb vor, sie solle jemanden beauftragen, der ihr diese Arbeit abnähme.

(...) Lie Sch schreib doch bald wieder, auch von alle meine B u S, auch wie fiel in Amerika sind, auch wo sie sind, vielleicht besuche ich sie, (...) vergib mir L S das ich so viel Schreibens von dir möchte, doch Du vergibst es mir wohl, es ist Dich zu viel nim doch einen Tag einen Schreiber in dein Hauß.²⁷

Ein weiteres Textbeispiel zeigt wie sehr sich der Auswanderer Matthias Dorgathen freut, dass ihm seine Eltern eigenhändig geschrieben haben. Der Vater, von Beruf Schiffer, war zu diesem Zeitpunkt bereits 60 Jahre alt und seinem Sohn war durchaus bewusst, dass das Verfassen eines Briefes für seine Eltern eine Herausforderung darstellte. Er weiß zu schätzen, dass sie diese Mühe auf sich genommen haben.

(...) Und Ihr liebe Eltern, es hatt mich sehr gefreuth das ihr Eigenhändig Auch geschriben habt Ich konte es gans guth lesen (...)²⁸

Auch der Farmer Johann Bauer erklärt, dass sein fortgeschrittenes Alter der Grund ist, warum ihm das Schreiben schwer fällt.

Es ist nicht mehr so leicht zu schreiben denn am 22 May habe ich m. 60 Jahr erreicht.²⁹

Ganz unabhängig vom Alter schildern viele der Auswanderer, dass sie nach der Arbeit einfach zu müde sind, um noch lange an einem Brief zu sitzen. Natürlich könnte das

²⁶Michael Probstfeld, 08.06.1895, S. 244.

²⁷Wilhelm Stille, vermutlich Mai 1859, S. 95.

²⁸Matthias Dorgathen, 7.11.1881 [tatsächlich beinahe mit Sicherheit 7. September], S. 411.

²⁹Johann Bauer, 17.6.1888, S. 177.

bloß eine Floskel sein, um einen Brief zu beenden und sich dafür zu entschuldigen, dass man nicht mehr schreibt. Doch bedenkt man die arbeitsintensiven Tage der meisten Auswanderer, so dürften sie tatsächlich über sehr wenig freie Zeit verfügt haben.

Ich muß schliesen ich hoffe wenn ich wieder Schreibe kann ich euch vielleicht mehr schreiben ich habe die verfloßene Nacht gearbeitet und nicht geschlafen Dann wißt ihr ja wie es dann mit dem Schreiben ist dann steht einen Finger und Kopf nicht darnach, (...) ³⁰

(...), und da ich stets in der Sonnengluth arbeiten muß, so kannst Du Dir denken, daß ich nicht fühle nach Briefe schreiben, wenn ich am Abend durch geschwitzt und ermüdet heim komme. ³¹

Lieber Bruder Albert! Verzeihe, daß ich Dich so lange auf eine Antwort habe warten lassen, Du weißt daß ich das Schreiben hasse. Meine Hände sind so steif von der harten Arbeit daß ich wie Du siehst, nicht mehr anständig schreiben kann. ³²

Die Ausschnitte aus den Briefen dieser beiden Arbeiter klingen nicht nach Vorwänden dafür, dass sie nicht schreiben wollten, sondern eher danach, dass das Briefeschreiben eine zusätzliche Anstrengung bedeutete, für die sie oftmals nach der Arbeit des Tages zu erschöpft waren. Auch an anderen Textstellen finden sich Hinweise darauf, dass das Schreiben eine aufwendige Tätigkeit darstellte und man nicht immer Zeit dafür fand bzw. die wenige Freizeit nicht dafür verwenden wollte. Martin Weitz argumentiert in einem seiner Briefe:

(...), ich hätte gerne früher geschrieben aber es war mir nicht möglich, wir hatten fast jeden Abend und jeden Sonntag besuch wo ich nicht gut schreiben konnte, den das schreiben fällt mir sehr hart bis ich dazu komme ich besorge es sobald ich es kann, (...) ³³

In einem späteren Brief merkt er an:

³⁰Christian Kirst, 29.11.1881, S. 446.

³¹Ludwig Dilger, 10.8.1930, S. 484 - 485.

³²Ludwig Dilger, 15.10.1891, S. 468.

³³Martin Weitz, 01.8.1858, S. 345.

5. BRIEFANALYSE

(...) Neuigkeiten gibt es hier genug aber wenn man das alles Schreiben wollte, dann hätte Jahre u. Tag zu tun, (...) ³⁴

Auch Margarethe Winkelmeier entschuldigt sich dafür, dass sie nicht alle Neuigkeiten berichten kann, da sie das zu viel Zeit kosten würde.

(...), Ich kans euch nicht alle schreiben das dauert mich zulange, (...) ³⁵

Eine weitere Schwierigkeit beim Schreiben war die Überlegung, worüber man berichten sollte. Der Auswanderer Christian Kirst meint in einem Brief an seine Geschwister in Deutschland, dass man ihn doch fragen solle, was man von ihm wissen will und worüber er Auskunft geben soll. Ganz ähnliche Aufforderungen finden sich auch in mehreren Briefen anderer Auswanderer.

(...), ich kann euch auch nicht alles beschreiben ihr müsst mich fragen was ihr wissen wollt, denn es kommt einem nicht so alles in den Sinn wenn man am Schreiben ist. ³⁶

Besonders wenn nach den anfänglichen Aufregungen der Auswanderung der Alltag eingeleitet war und Briefschreiber und Leser sich lange nicht mehr gesehen hatten, konnte es schwierig werden gemeinsame Themen, zu finden. So teilt etwa Wilhelmine Wiebusch vier Jahre nach ihrer Auswanderung ihrer Freundin in Hamburg mit:

Mehr wüßte ich für dieses mal nicht was Dich noch intressiren könnte schreibe nur recht bald wieder und mache es nicht wie ich, ich will mich künftighin bessern, (...) ³⁷

Allerdings handelt es sich dabei um den letzten erhaltenen Brief von Wilhelmine Wiebusch. Scheinbar brach der Briefkontakt zu der Freundin danach ab.

³⁴Martin Weitz, 20.10.1859, S. 347.

³⁵Margarethe Winkelmeier, 21.8.1868, S. 548.

³⁶Christian Kirst, 20.5.1883, S. 452.

³⁷Wilhelmine Wiebusch, 16.3.1888, S. 568 - 569.

5.2.2 Gründe und Entschuldigungen, warum man nicht schrieb

Noch häufiger als über Probleme beim Schreiben der Briefe berichten die Auswanderer darüber, warum sie nicht geschrieben haben. Sie entschuldigen sich gegenüber jenen, die in der Heimat auf Nachricht warten, wobei die angeführten Begründungen sehr vielfältig sind. Die folgenden zwei Textstellen sind vor allem Zeugnis dafür, dass es nichts Alltägliches war, einen Brief zu schreiben.

Lieber Vater wie geht es jetzt bei euch seit dem die Liebe Mutter Tod ist ich kann es verstaht nicht glauben, ich mach mir so viel gedanken weil ich meiner Liebe Mutter nicht geschrieben hab ich wolte kerne mein Laigniß [likeness: Bild] schicken aber ich wolte warden bis meine Tochter noch 1 oder 2 Jahr älter wehr. Ich dachte nicht das der Liebe Got schon zu sich nehmen werde.³⁸

Liebe Eltern und Geschwistern Nach langem warten habe ich doch einmal das zil erreicht das ich ihnen ein ph[a]r zeilen schreiben kan ich wolte ihnen nicht eher schreiben bis ich könnte ihnen unser Portträtt sch[i]cken es hatt mihr viele mihe gekostet letzten Winter habe ich mihr das Geld von meinem Nähen gespart für das Porträtt (...). Liebe Eltern auf Lük Subirgen [Lake Superior?] habe ich viel Geld verdint mit Nähen aber hier bin ich froh das ich das Postgeld ersparen konte.³⁹

Beide Frauen haben solange mit dem Schreiben zugewartet, bis sie es sich leisten konnten, auch ein Porträt mitzuschicken. Allerdings verstarb die Mutter von Katharina Breitwieser in der Zwischenzeit und die Tochter macht sich deshalb große Vorwürfe, dass sie sich mit ihrem Brief so lange Zeit gelassen hat. Katharina Löwen schildert zudem, dass sie sogar das Porto für die Postsendung erst mühsam zusammensparen musste. Das teure Porto war bestimmt auch für viele andere ärmere Auswanderer ein Grund, nicht bzw. nicht oft Briefe zu verschicken.

[4 Z.: Hat bisher nicht geschrieben] ich wolte an Euch keinen Brief schreiben, um Euch keine Kosten zu machen.⁴⁰

³⁸Katharina Breitwieser (geborene Klinger), 1.12.1858, S. 524.

³⁹Katharina Löwen, 21.3.1861, S. 184.

⁴⁰Ernst Stille, 20.7.1848, S. 90.

5. BRIEFANALYSE

Die hohen Kosten erklären auch, dass häufig mehrere Personen an einem Brief schrieben und man sich oft an mehr als einen Leser richtete, wie es bei den untersuchten Briefen einige Male der Fall ist. Auch Papier und Tinte waren teuer, weshalb die meisten Briefschreiber sehr darauf bedacht waren, jedes Stückchen Papier der Briefe zu nutzen, alles andere hätten sie als Verschwendung empfunden, wie sich auch an diesen Briefausschnitten zeigt:

auf ein anders mahl wiel ich ein bisgen pappier weniger nemen (...) ⁴¹

ich habe keine zeit mehr, Engel das kan ich doch nicht an sehen das sie das lehre
Papier dahaben solt (...) ⁴²

Eine weitere Entschuldigung dafür nichts von sich hören zu lassen war, dass man so lange warten wollte, bis man Geld mitschicken konnte, wie es Peter Klein in einem Brief darlegt.

(...) Ich dachte ich wolte nicht schreiben biß ich inen etwas Gelt schicken könnte, jetzt aber kan ich es nicht, Lieber Vater und Muter die Gefiele der Ältern zu iern kintern sind mir nicht unbewust, Ier solt aber aug wißen das meine Kindlige liebe gegen meine Ältern nicht erstorben ist, ich bin in einem Lande wo ich früher oder später klicklig werten muß gewiß ist es das ich dieses Lande nicht verlaßen werte so lange ich nicht die Mittlen habe one zu arbeiten leben zukönnen, wenn ich arbeiten muß so soll es in diesem schönen Lande sein, Liebe Ältern ier müßet nicht zürnen das meine hilf so lang aus pleiben thuet ich denke die zeit ist nicht mer fern wo ich inen helfen kan, ich hoffe das meine brüter euch hülfen werten biß ich helfen kan, ⁴³

Man merkt, dass der Schreiber die Verpflichtungen gegenüber seinen Eltern sehr ernst nimmt und wie unangenehm es ihm ist zu schreiben, ohne dem Brief Geld beilegen zu können. Der Wunsch, mit seinen Eltern zu kommunizieren, ist aber dennoch stärker als die Scham, zugeben zu müssen, dass er noch nicht zu ausreichend Geld gekommen

⁴¹Engel Winkelmeier, Oktober 1867, S. 546.

⁴²Engel Winkelmeier, Juni 1867, S. 544.

⁴³Peter Klein (Analphabet), 30.8.1857, S. 371 - 372.

ist, um sie zu unterstützen. Einen weiteren wichtigen Hinweis darauf, warum manche Menschen nicht schreiben, findet sich in einem Brief des sehr eifrigen Briefschreibers Michael Probstfeld an dessen Neffen. Darin thematisiert er, welche Beziehungen mit Bekannten in Deutschland er noch pflegt.

Du bist der einzige mit dem ich noch in Verbindung stehe in direktr Beziehung und an Dich und Deine Familie denke ich unwillkürlich 20 mal wenn ich mich nach Deutschland denke für einmal an irgend Jemand anders. Th[ere]se schrieb mir immer lange schöne Briefe, ich schrieb den letzten - Sie hörte plötzlich auf. Anna schrieb mir nie und da sie auch so viel Unglück hatte konnte ich es nicht erwarten. Kumer und Sorgen verderben Lust zum Schreiben. (...) Ich will Dir gerne versprechen unsern Briefwechsel nicht mehr so ins Stocken gerathen lassen wie früher - „Der Geist ist willig aber das Fleisch ist schwach;“ Doch habe ich das Wollen aufrichtig. Es dunkelt meine Hand wird krampfhaft.⁴⁴

Probstfeld zeigt Verständnis dafür, dass seine Verwandte sich nicht bei ihm meldete, da, wie er feststellt, Kummer und Sorgen die Lust am Schreiben verderben. Das dürfte ein bedeutender Grund für viele der Auswanderer gewesen sein, nicht zu schreiben. Wer mit Problemen zu kämpfen hatte, war einerseits vermutlich nicht in der Stimmung Briefe zu verfassen, andererseits wollte man auch ein Scheitern der Auswanderung nicht eingestehen, wie zum Beispiel der oben zitierte Peter Klein, der beabsichtigte sich erst zu melden, wenn er Geld mitschicken könnte. Manche beabsichtigten außerdem Familie und Freunde nicht zu beunruhigen, wie etwa Johann Bauer, der zwar nachhause schrieb, aber offensichtlich seinen angeschlagenen Gesundheitszustand verschwiegen hatte, wie er später zugeben musste.

Ich habe Euch in m. Briefe nicht alles mitgetheilt in Bezug auf m. schwache Gesundheit weil ich fürchtete, es würde Euch nur in Unruhe versetzen ohne mir zu helfen.⁴⁵

Als weiterer Entschuldigung dafür, dass man lange nichts von sich hören ließ wird auch angegeben, dass man einfach zu viel anderes zu tun hatte, wie das unter anderem Wil-

⁴⁴Michael Probstfeld, 26.6.1900, S. 248.

⁴⁵Johann Bauer, 14.11.1871, S. 168.

helmine Wiebusch schildert.

Lang, lang, ist es her, das wir Hamburg verlassen haben, und Du liebe Marie hast in dieser Zeit wohl schon oft auf einen Brief von mir gewartet, Du muß es mir nicht Übel nehmen das ich Dir jetzt erst schreibe, denn in einen fremden Lande, hat man zu Anfang gar zu mancherlei andere Sachen zu bedenken, O. könnten wir jetzt ein wenig zu sammen sein, wie wollte ich Dir so manches kleine Abendtheuer erzählen, aber der unendlich große Ocean gebitet schreiben, (...) ⁴⁶

Die Auswandererin Engel Winkelmeier hingegen gibt ganz offen zu, dass sie einfach zu faul gewesen war, um Briefe zu verfassen.

(...) meine lieben Leute Ihr müst nicht denken das Ich zornig bin das Ich so lange nicht geschrieben habe es ist nuhr vaulheit gewesen. ⁴⁷

Dabei dürfte sie nicht die Einzige gewesen sein, die aus Bequemlichkeit nicht schrieb. In folgendem Brief lässt ein Auswanderer seinen Eltern durch Margarethe Winkelmeier ausrichten, dass es ihm gut gehe und er in zwei Jahren sowieso zurück in Deutschland sein werde, wo sie ihn dann ja sehen könnten. Er hält es nicht für notwendig, selbst einen Brief zu schicken.

Grüßetz Rölings von ihren Sonne erwäre nochrecht gut zu Frieden wen ich in sage von schreiben dan sagt er das hat nocht ein wenigzeit darum solten meine Eltern nun guet zu frieden sein das kleinne [g]elitet habe ich innen gegeben. Da hat er sich über gefreut Den er sagt immer über 2 Jare tuhe ich wieder nach Deutschland gehen zum besug dann können sie mir gasehen, (...) ⁴⁸

5.2.3 Das Warten auf Briefe

Abgesehen von den Schwierigkeiten beim Schreiben und den Gründen fürs Nichtschreiben wurden in den Briefen auch Probleme angesprochen, die dadurch entstanden, dass

⁴⁶Wilhelmine Wiebusch, 12.9.1884, S. 560.

⁴⁷Engel Winkelmeier, vermutlich Mitte 1869, S. 550.

⁴⁸Margarethe Winkelmeier, 14.12.1869, S. 551.

man auf diese Art der Kommunikation angewiesen war und nicht miteinander sprechen konnte. Besonders das Warten auf Briefe war ein häufiges Thema. Der Transport konnte sehr lange dauern und immer wieder gingen Briefe unterwegs verloren, wie sich aus vielen Bemerkungen der Briefschreiber schließen lässt.

Aber von Schwester Julgen habe ich den Brief mit dem Biltgen nicht bekommen der soll dann wohl weg geckomen sein es komen vihle Briefe fort (...) ⁴⁹

Lieber Schwager Johann und Schwester Marie ir schreibt mir ir hättet so lange keinen Brief mehr beckommen und meint ob ich noch nicht schreiben könnte wegen Meiner Hand ich habe noch balt jede Woche geschrieben ich will euch von Ocktober an die Briefe nittheilen wie vihl und an welchen Tag ich geschrieben habe denn ich schreibe es mir jedes mahl an wenn ich einen Brief herraus schreibe am Ende vom Brief will ich sie Aufschreiben (...) ⁵⁰

Kommen meine Briefe eigentlich gar nicht bei Euch an? Sollte daß der Fall sein, so werde ich mich bei unserem Postmeister beschweren. ⁵¹

Dieses ungewisse Warten und Hoffen auf Briefe, das Bangen, ob die eigenen Briefe wohl ankämen, aber auch die Verärgerung darüber, dass man zu lange auf Antworten warten musste, findet sich in vielen der Texte wieder. Das Warten auf Briefe konnte sehr mühsam und enttäuschend sein und führte zu Kränkungen, wie an den nächsten zwei Beispielen ersichtlich ist. Denn, dass man die damit verbundenen Mühen und Kosten eines Briefes auf sich nahm, war auch ein Zeichen der Wertschätzung den anderen gegenüber.

Kurz ihr gebt euch gar keine mühe mit schreiben, wir geben uns mehr mühe wir sitzen 3 bis 4 mal hin wann wir euch schreiben, ihr könts euch wohl denken daß ich auch begierig bin wann ich einen Brief bekommt, was es wohl für Neuhigkeiten gibt, es würde mich auch freuen wann Vatter oder die Mutter mir auch schreiben würde ich denke mir wohl daß sie nicht mehr schön schreiben können aber das macht nichts [...] (...) ⁵²

⁴⁹Matthias Dorgathen, 12.10.1881, S. 412.

⁵⁰Matthias Dorgathen, 12.1.1882, S. 416.

⁵¹Ludwig Dilger, 6.12.1914, S. 474.

⁵²Anna Maria Schano (geborene Klinger), vermutlich Ende 1850, S. 508.

5. BRIEFANALYSE

Anna Maria Schano ist offensichtlich sehr enttäuscht, dass sie so wenige Briefe und Informationen von zuhause bekommt. Auch hier wird wieder betont, wieviel Mühe das Schreiben der Briefe bedeutet, besonders für die alten Eltern. Noch deutlicher macht sich die Kränkung in folgendem Brief von Caroline Krumme an Verwandte in Deutschland bemerkbar, die sehr verbittert darüber ist, dass sie keine Nachrichten von ihrer Schwester erhält.

Ferner möchte ich dich bitten wen du bei meine Schwester kämest das du ihr möchtest mündlich von unser Schreiben mittheilen u. wen noch ein fünklein Liebe in ihr ist dan wird sie ein kleines Settel mit in deinen Brief legen u grüße sie vielmal (...).⁵³

Es kommt auch vor, dass man den Kontakt zu Menschen abbricht, da diese nicht mehr schreiben oder zumindest durch andere Grüße ausrichten lassen, wie es Angela Heck in einem Brief beanstandet.

Elisabeth Mutsch und Anna Bisdorf will ich nicht mehr grüßen lassen, weil sie auch mir nichts von sich wissen lassen.⁵⁴

Abgesehen vom vergeblichen Warten auf Briefe entstanden auch andere Missverständnisse zwischen Schreibern und Lesern, die durch die Form der Kommunikation bedingt waren, wie etwa folgendes Beispiel aus einem Brief von Franz Joseph Löwen veranschaulicht.

Da Ich nun aber aus Eurem Schreiben ein für allemal nicht recht klug werden kann, so habe Ich mir für dießmal vorgenommen, recht deutsch zu schreiben und in Euren nächsten Briefe verlange Ich zuerst daß Ihr mir die Fragen, welche Ich Euch hier stellen werde, kurz und ohne viel unnöthige Worte beantwortet.⁵⁵

⁵³Caroline Krumme (geborene Schulte), etwa 1858, S. 94.

⁵⁴Angela Heck (nicht das Original), 25.9.[vermutlich 1865], S. 360.

⁵⁵Franz Joseph Löwen, 4.3.1868, S. 186.

Dass man zur Kommunikation auf Briefe angewiesen war, machte es vermutlich besonders schwierig Konflikte zu klären. Besonders, da diese Form der Kommunikation bedeutete, wochenlang auf eine Antwort zu warten, die dann gezwungener Maßen im Umfang beschränkt war und die es auch noch richtig zu verstehen bzw. interpretieren galt.

5.2.4 Das Ausdrücken von Emotionen

Ganz abgesehen von der Gefahr, dass die Berichte in den Briefen nicht der Wahrheit entsprechen könnten, so waren sie doch immer ein schwacher Ersatz für persönliche Gespräche, wie etwa Wilhelmine Wiebusch anmerkt.

Wie ist es doch schade liebe Marie das wir so sehr weit von einander entfernt sind, ich möchte Dir so Tausen Dinge erzählen, welche ich unmöglich alle niederschreiben kann.⁵⁶

Wilhelmine Wiebusch, aus deren Brief dieser Satz stammt, verfügte allerdings im Gegensatz zu den meisten anderen Briefschreibern über einen außergewöhnlichen Schreibstil. Die Sprachgewandtheit der Verfasserin, welche kaum Schulbildung genossen hatte, ist bemerkenswert und scheint durch ihren großen Leseeifer bedingt gewesen zu sein.⁵⁷ Die Briefe sind an eine etwa gleichaltrige Freundin in Hamburg gerichtet, wirken sehr vertraut und sind überaus humorvoll formuliert. Diese Texte heben sich sehr vom Großteil der anderen Texte ab, denn im Gegensatz zu Wilhelmine Wiebusch verfügten die meisten der Briefschreiber der mangelnden Übung wegen über sehr begrenzte Ausdrucksmöglichkeiten. Den eigenen Alltag zu beschreiben war eine Sache, aber die eigenen Gedanken und Emotionen in Worte zu fassen eine ganz andere. In den Briefen finden sich auch Entschuldigungen für fehlerhaftes Schreiben und Beschämtheit über

⁵⁶Wilhelmine Wiebusch, 16.03.1888, S. 568.

⁵⁷Vgl. Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika, S. 559.

die eigenen Ausdrucksmöglichkeiten. Engel Winkelmeier etwa bittet darum, dass ihr Brief nicht hergezeigt wird.

(...) ich bite darum das sie den Brief keinen andern geben, habe ichs nicht gut gemacht sohabichs doch zu ende gebacht, (...) ⁵⁸

Aber nicht alle Äußerungen über das Schreiben sind negativ. Manche der Auswanderer empfinden es auch als etwas Positives, ganz abgesehen von der Freude, die es den Menschen bereitet, wenn sie einen Brief erhielten. So erwähnt Matthias Dorgathen in einem Brief aus dem Jahr 1881 an seine Familie in Deutschland, wie schön es ist, über Briefe miteinander kommunizieren zu können.

(...) Ich will schliessen den ich habe das Pabir balt voll (...) Schreibt mir aber schnell wider den wenn man eine Brif bekommt das ist so guth als wenn man zusammen spricht ⁵⁹

Dorgathen war der einzige Rückwanderer unter den Briefschreibern und mit Abstand der eifrigste Schreiber unter ihnen. Innerhalb der vier Jahre, die er in Amerika verbrachte, schrieb er hundert Briefe an Familie, Verwandte und Bekannte, wie er selbst in einer Liste dokumentierte. Außerdem sind in der Auswandererbriefsammlung in Gotha weitere Briefe Dorgathens vorhanden, die er nicht in seiner Liste anführte. Seine große Motivation, den Kontakt nach Deutschland aufrecht zu erhalten, lässt sich deutlich in den Briefen erkennen.

Doch wie bereits erwähnt, ging das Schreiben nicht allen Briefschreibern so leicht von der Hand wie Matthias Dorgathen. Abgesehen von eigenen Äußerungen der Briefschreiber, macht sich dieser Mangel an Ausdrucksfähigkeit in den Texten vor allem an Stellen über emotionale Themen bemerkbar. Besonders in Briefen von Menschen mit sehr geringen Schreibkenntnissen finden sich Stellen, die auf den heutigen Leser aufgrund ihrer

⁵⁸Engel Winkelmeier, 11.4.1867, S. 541.

⁵⁹Matthias Dorgathen, 15.5.1881, S. 405.

Emotionslosigkeit befremdend wirken. Doch wenn ein Briefschreiber in ein und demselben Satz die momentanen Preise für Kartoffeln und den Tod seines Kindes abhandelt, hat das kaum damit zu tun, dass er nicht traurig war, sondern viel eher damit, dass es ihm nicht möglich war, diese Trauer angemessen in Worte zu fassen. Allerdings gilt weiters zu bedenken, welchen Stellenwert Emotionen zu Lebzeiten der Auswanderer hatten. Vermutlich war es weniger üblich als heute, darüber zu sprechen und dementsprechend auch zu schreiben. Auch deshalb wussten viele Briefschreiber nicht, wie sie Gefühle schriftlich ausdrücken könnten, selbst wenn sie es gewollt hätten.⁶⁰ Besonders auffallend ist, dass der Tod von Kindern in mehreren Briefen sehr emotionslos beschrieben wird, wie etwa in folgendem Brief von Gottlieb Klinger an seinen eigenen Vater.

Ich hätte auch noch viele Neuigkeiten zu schreiben in Bezug auf den Krieg, aber ich habe nicht Platz genug auf dießem Papier, es euch ausführlich zu schreiben, ich will bloß erwähnen, daß der Krieg jetzt bald zu Ende geht nachdem sie sich gegenseitig bei Hunderte und Tausende geraubt und gemordet haben, noch erwähnen muß ich, daß auch mein Sohn Heinrich am 7ten Dezember gestorben ist im Alter von [2] 1/2 Jahren, und ist jetzt nun wieder ersetzt durch eine, Tochter.⁶¹

Gottlieb Klinger erwähnt fast beiläufig, dass sein kleiner Sohn gestorben ist und ihm inzwischen eine Tochter geboren wurde. Ebenso wie Wilhelmina Krumme, die im selben Satz mit dem Tod ihres Neffen die ausgezeichnete Apfelernte des Bruders beschreibt.

(...) Bruder Wilhelm ist noch recht gesund aber seine Frau ist schwächlich, und ist wider im Wochen gekommen den 22 Juli mit einen iungen Sohn und der erste ist vor 3 Monat gestorben woüber er sich sehr betrübt hat, überigens hat er ein gut jahr gehabt das alle seine Früchte gut gerahten sind.⁶²

Der Stellenwert von Kindern war damals ein anderer als heutzutage und auch, dass viele Kinder in frühen Jahren starben, wohl nichts Seltenes. Allerdings kann man aus solchen

⁶⁰Vgl. dazu Orm Øverland: Learning to Read Immigrant Letters: Reflections towards a Textual Theory, S. 215ff.

⁶¹Gottlieb Klinger, 13.5.1862, S. 529.

⁶²Wilhelmina Krumme (geborene Stille), vermutlich Anfang 1842, S. 80.

5. BRIEFANALYSE

Textstellen nicht schließen, dass diese Menschen nicht betrübt waren über den Tod eines Kindes. Grundsätzlich liegt die Vermutung nahe, dass viele der Briefschreiber in solchen Themenbereichen an die Grenzen ihrer schriftlichen Ausdrucksfähigkeit gelangten und dass ihnen die Möglichkeit fehlte, ihre Emotionen in Worte zu fassen. Doch verallgemeinern lässt sich diese Annahme nicht. Manche der Auswanderer fanden unabhängig von ihrer Ungeübtheit beim Schreiben sehr wohl Worte, um Gefühle auszudrücken, wie etwa Wilhelm Stille, der aus einem Brief vom Tod seiner Schwägerin erfahren hatte.

(...) Euer ihreiben vom 4 ten April 1843 habe ich erhalten, aber mit lauter Hertzleit mannigmahl gelesen ob ich ihn beina auswendig wuste, und daß Eberhard viel verlohren [seine Frau starb am 14.3.1843], glaube ich gern dan unser Sch. W Krumme war grad so als wen Er der nemlich Man nicht mehr wahr, und als mich mein älste Sohn thät Sterben, wuste ich mich beina nicht zu helfen was doch in viel weinger Trauer bestand (...)⁶³

Wilhelm Stille merkt zwar an, dass der Tod eines Kindes „in viel weniger Trauer bestand“ als der Verlust einer Ehefrau, doch lässt sich aus diesen Zeilen ganz deutlich erkennen, wie betroffen er beim Lesen des Briefes war. Stille ist auch einer der wenigen unter den Briefschreibern, der seine Frau auf sehr liebevolle Weise beschreibt und seinem Glücklichein Ausdruck verleiht.

(...), das Land was ich mich gekauft das ist recht guth, aber meine Frau ist fiel besser, Sie ist 25 1/2 Jahr alt Schön Friedsam Freundlich Fleißig und thugendsam, und wir leben in so eine vergnüchten Zufriedenheit das es mir nicht möchlich Euch zu schreiben, wie vergnügt und zufrieden.⁶⁴

Auch der Auswanderer Wilhelm Krumme schildert seine Heirat sehr euphorisch und gebraucht sogar das Wort Liebe, was für die hier untersuchten Briefe außergewöhnlich ist.

(...) und da habe ich etwas Gesuchget und Gefunden was mein Härze Liebt, Frage was war den das ich muß euch Zur Antwort geben das es Caroline Schulte gewesen

⁶³ Wilhelm Stille, 1.1.1844, S. 83.

⁶⁴ Wilhelm Stille, 25.12.1840, S. 78.

ist, wiew sind Verheiratet an 27 te Detzenber ich Hoffe das keiner von euch etwas dar gegen hat, den ich kan euch Schreiben das sie Hätzlich gut ist für mich und für meinen kleinen Johan das ist die Gröste Freude die ich Habe und das wird es gewiß für euch auch sein, den Liebe ist das Beste die macht Glücklich (...)⁶⁵

Abgesehen von diesen beiden Ausnahmen wird über Hochzeiten eher so berichtet, wie das Wilhelm Krumme in folgendem Brief macht:

ferner thue ich euch zu wissen das Bruder Wilhelm sich werheirahtet hat den 4 Juli welches ist hier ein Jubelfest mit Chatharina Kreps gebohren im Zwaitzerland sein Vater wohnt [nahe be]y seinen Platz, f[erner] thun wiew euch zu wissen das wiew unser angekauften 80 Acker verkauft haben vor 500 [T.] (...)⁶⁶

Der Kauf des Ackers wird weiterführend noch genauer erläutert, die Beschreibung der Hochzeit des Bruders beschränkt sich auf diesen einen Satz und erfolgt eher beiläufig. Doch vermutlich hatte Heirat für viele der Auswanderer eher mit praktischen Gründen als mit romantischen Gefühlen zu tun, so wie das zum Beispiel Martin Weitz in einem Brief darstellt.

(...) es ist hier in Amerika besser wenn einer Verheirathet ist als wie ledig bedenkt den vielen Board d.h. kostgeld da kann schon Man u. Frau davon leben, (...)⁶⁷

Ob in den Briefen Gefühle ausgedrückt werden oder nicht, hängt also nicht nur mit den Ausdrucksmöglichkeiten des Verfassers zusammen, sondern auch mit dem Bedürfnis, Gefühle ausdrücken zu wollen. Herkunft, Erziehung, soziales Umfeld, kulturelle Gepflogenheiten und die Persönlichkeit des Briefschreibers spielen dabei die entscheidende Rolle, wie viel Bedeutung Emotionen beigemessen wird und ob sie thematisiert werden. Nicht zuletzt gilt es, die Empfänger der Briefe zu bedenken. Bei einem Großteil der

⁶⁵ Wilhelm Krumme, 27.1.1843, S. 82.

⁶⁶ Wilhelm Krumme, vermutlich Herbst 1839, S. 76.

⁶⁷ Martin Weitz, 9.12.1855, S. 330.

untersuchten Briefen handelt es sich um solche an Eltern und Familie. Das Eltern-Kind-Verhältnis des 19. Jahrhunderts dürfte doch meist ein anderes und distanzierteres gewesen sein, als das in unserer Gesellschaft heutzutage üblich ist. Die Beziehung zwischen Schreiber und Leser bestimmt selbstverständlich Inhalt und Stil der Briefe. Besonders deutlich wird das anhand der Briefserie von Wilhelmine Wiebusch, die an eine gleichaltrige Freundin schreibt und deren Briefe in Inhalt und Ausdruck sehr viel zwangloser sind als Briefe anderer Auswanderer an deren Eltern. Abgesehen davon war es durchaus üblich, die Amerikabriefe an andere Leser weiterzugeben und die Texte vorzulesen. Wer schreibt über Ängste, Trauer oder Liebe, wenn er weiß, dass möglicherweise das halbe Dorf mitliest?

Emotionen aus den Briefen herauszufiltern ist schwierig und heikel, da besonders bei eher unbeholfenen Schreibern Emotionales selten direkt ausgedrückt wird. Das Fehlen von Emotionen in den Texten mancher Auswanderer ist interessant, doch die Schlüsse, die sich daraus ziehen lassen, sind eher spekulativ. Die Interpretation des heutigen Lesers wird deshalb immer eine stark subjektiv geprägte sein und die Gefahr, zu viel in die Texte „hineinzuinterprieren“, ist groß.

5.2.5 Das Heimweh

Doch auch wenn für den heutigen Leser in vielen der Briefe Emotionen nur sehr schwer auszumachen sind, so gibt es ein emotionales Thema, das von fast allen Schreibern direkt angesprochen wird, nämlich das Heimweh. Ein Gefühl, das vermutlich viele der Auswanderer betraf, besonders, da für die meisten von ihnen die Auswanderung den endgültigen Abschied von der Heimat und den zurückgelassenen Menschen bedeutete.⁶⁸ In fast allen der untersuchten Briefserien wird Heimweh in irgendeiner Form the-

⁶⁸Bei späteren Auswanderungswellen ist der Anteil der Rückwanderer weitaus höher. Unter den hier analysierten Briefserien befindet sich aber nur eine eines Rückwanderers.

matisiert. Interessant ist, wie häufig über Heimweh geschrieben wird, bei gleichzeitiger Ausklammerung anderer Gefühle. Scheinbar handelte es sich dabei um ein Gefühl über das man reden und deshalb auch schreiben konnte. Natürlich ist „Heimweh“ nicht ein einzelnes Gefühl für sich, sondern mit verschiedenen Emotionen verbunden, wie etwa Sehnsucht, Angst oder Einsamkeit. Doch scheinbar handelte es sich bei diesen Gefühlen um solche, die viele der Auswanderer empfanden und die sie gleichzeitig auch wagten in den Briefen zum Ausdruck zu bringen, selbst auf die Gefahr hin, dass diese von fremden Menschen gelesen werden könnten. Es finden sich in den Briefen unzählige Beispiele wie dieses Gefühl des Heimwehs zum Ausdruck kommt, stellvertretend sollen einige Textstellen präsentiert werden.

Wiederholt finden sich in den Briefen Bemerkungen, dass Heimweh ganz normal sei und es anfangs niemandem in Amerika gefiele, da alles fremd ist, man die Sprache nicht versteht und niemanden kennt. Heimweh wird auch möglichen Nachwanderern als Anfangsschwierigkeit beschrieben, doch mit der Zeit würde es bestimmt vergehen, so der allgemeine Konsens der Schreiber. Damit tröstet sich auch Anna Maria Klinger in einem Brief an ihre Eltern und Geschwister:

N[un] ich bin aber in der Hoffnung daß es bald besser gehen wird, denn es ist immer so, im anfang gefält es keinem so, und besonders wenn mann so allein und verlassen in einem fremden Lande dasteht wie ich, keinen Freund und Verwandten um mich her.⁶⁹

Besonders häufig wird die Trennung von den Eltern thematisiert. Die Distanz zu Mutter und Vater wird als besonders bedauernswert und schmerzhaft beschrieben, wie das etwa Katharina Breitwieser zum Ausdruck bringt.

(...) wen man in einem Fremden lande ist und keine Älter bei sich hat da denk man das Vaterland und weist was Älter sein, (...)⁷⁰

⁶⁹Anna Maria Klinger (später Schano), 18.3.1849, S. 505.

⁷⁰Katharina Breitwieser (geborene Klinger), 26.11.1861, S. 528.

5. BRIEFANALYSE

Der Auswanderer Heinrich Möller macht von einem Sprichwort Gebrauch, um seinen Abschiedsschmerz in Worte zu fassen.

Nun liebe Eltern ich hoffe euch wieder zu sehn wenn ich einige Jahren ihn Amerika bin den das Scheiden dut sehr weh den das Spruch wort sagt Scheiden macht auch mäner Herzen schwer (...) ⁷¹

Sprichworte und Bibelzitate waren für die Briefschreiber häufig eine Möglichkeit, Gefühle auszudrücken, wenn ihnen selbst die Worte dafür fehlten.

Wenn ich manches mal auf meinem Zimmer allein size u so darüber nachdenke, das ich ohne bekante u Verwande allein da stehe, u. wir so weit getrennt von einander leben müssen so fällt mir der bekande [sp]ruch ein Jedes Herz das Freunde findet ist beglückt, bleibt Ewig jung (...) ⁷²

In einigen Fällen ändert sich für die Auswanderer durch die Distanz zur Familie auch die Perspektive auf manche Beziehung. Ludwig Dilger zum Beispiel, der bereits im Alter von 17 Jahren auswanderte und dessen Briefe auf Spannungen mit seinem Vater schließen lassen, zeigt sich fünf Jahre nach seiner Auswanderung den Eltern gegenüber schuldbewußt.

Ich fühle mich jetzt sehr einsam auf dieser Welt und wäre gern wieder bei Euch daheim, ich wollte Euch nicht mehr erzürnen liebe Eltern, und vergebt mir Alles was ich früher gethan habe. ⁷³

Auch Rosina Klinger, die als jüngstes Kind der Familie Klinger den bereits zuvor ausgewanderten Geschwistern nachfolgte, schreibt reumütig an ihren Vater in Deutschland.

(...) auch hatte ich es gut bei der Katharina wir hatten alle Tage Fleisch auch durfte ich kein trokenes Brod essen endweder haben wir Butter oder Honig auch bekam

⁷¹Heinrich Möller, 2.11.1865, S. 205.

⁷²Carl Berthold, 9.8.1857, S. 317.

⁷³Ludwig Dilger, 1886 [vor dem 29.8.], S. 464.

ich alle Tag Bier oder Most in Amerika heißt man den Most Saiter [cider] er ist ganz süs aber wen ich an meine Heimath denke so muß ich Weinen den ich war viel zu leicht von dir fort was mir jetzt sehr wehe thut.⁷⁴

In einem späteren Brief desselben Jahres klagt sie noch immer sehr über Heimweh und besonders über Sehnsucht nach ihrer Mutter.

Lieber Vater ich hab imer noch Heimweh und war imer zu Haus auch treumt es mir alle Nacht von der Mutter und war immer bei ihr (...)⁷⁵

Das Heimweh dürfte in Rosina Klingers Fall auch mit dem Pflichtgefühl verbunden sein, dass es eigentlich ihre Aufgabe als jüngste Tochter gewesen wäre, sich um den alten Vater in Deutschland zu kümmern, besonders da die Mutter im Jahr 1858, kurz vor der Auswanderung Rosinas gestorben war.⁷⁶ Dass die Kinder ihre Eltern im Alter zu versorgen hatten, war ein ungeschriebenes Gesetz. Durch die Auswanderung konnte man dieser Verpflichtung nicht nachkommen, was viele der Auswanderer belastete, besonders Frauen, als deren Aufgabe es angesehen wurde, die Pflege der kranken Eltern zu übernehmen.⁷⁷ Sehr anschaulich zeigt diesen Konflikt und die damit verbundenen Schuldgefühle das folgende Textbeispiel, in dem Anna Maria Schano das Heimweh ihrer Schwester beschreibt.

(...) ihr möcht nun wissen wie es im Daniel geht mit seiner Famiele es geht ihnen gut der Daniel ist recht zufrieden, er wünscht sich nicht mehr nach Deuschland die Rieke hat als mal heimweh Haupsächlich nach ihrer Mutter nun ist sie aber doch ruiger, weil sie jezt weiß daß der Liebe Gott aufgehoben hat in die Ewigkeit den da ist Ewige [R]uhe.⁷⁸

⁷⁴Rosina Klinger, 26.6.1859, S. 525.

⁷⁵Rosina Klinger, 14.11.1859, S. 526.

⁷⁶Vgl. Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika, S. 504.

⁷⁷Vgl. Doris Knasar: Briefe in die Heimat. In: ... nach Amerika: Burg Güssing, 25. April - 26. Oktober 1992. Burgenländische Landesausstellung, Hg. v. Hans Chmelar. Eisenstadt: Rötzer 1992. S. 196.

⁷⁸Anna Maria Schano (geborene Klinger), 4.8.1858, S. 523.

5. BRIEFANALYSE

Mehrere Briefschreiber äußern den Wunsch oder zumindest die Hoffnung, ihre Eltern nachkommen zu lassen, da sie es in Amerika besser haben könnten.

(...) wie gehts den euch ich habe jeden Tag ihn meinen gedanken und hauptzuehlich wan ich am Esen bin und denke was wird mein Vater Esen. Lieber Vater ach kent ihr doch bei uns sein so werd es euch an gar nichts felen zu Essen und zu Drinken (...)⁷⁹

Diese Idee scheiterte meist nicht nur an finanziellen Gründen, sondern auch am fortgeschrittenen Alter der Eltern. Stattdessen war es üblich, entsprechend der eigenen Möglichkeiten, die in Deutschland zurückgebliebenen Angehörigen materiell zu unterstützen, wie es fast alle der Briefschreiber taten.

(...) vor das Geld schafft Ihr euch Essensspeiße und Kleidung an wenn ich Gesund bleiben so bekommt Ihr vor Weihnachten wieder geschickt ich vergesse Euch nicht glaubt sicher es ist kein Tag noch Nacht vergangen wo Ihr mir beständig vor Augen gewesen seid den Ihr ward mein ganze Kummer den ich hatte ich muss schließen.⁸⁰

Nicht nur die Sehnsucht nach zurückgelassenen Menschen, auch die Sehnsucht nach der vertrauten Umgebung wird thematisiert. Christian Kirst schreibt sehr patriotisch über die ehemalige Heimat.

(...), denn die alte Haimath vergißt man doch nie, mags einem dort ergangen sein wie es will [5 Z.: Ganz gleich, wo man ist], denn das ewige Heimweh verläßt den Deutschen nicht in diesem Lande, (...)⁸¹

(...), hier möcht man doch immer etwas von der alten Haimath hören, denn das ist das einzige Gespräch wenn Deutsche bei ein ander kommen von der alten Haimath.⁸²

⁷⁹Katharina Breitwieser (geborene Klinger), 26.11.1861, S. 527.

⁸⁰Martin Weitz, 29.7.1855, S. 329.

⁸¹Christian Kirst, 20.5.1883, S. 451.

⁸²Christian Kirst, 20.5.1883, S. 452.

Dennoch sind sich die Auswanderer nach einiger Zeit fast durchgehend einig, dass es die richtige Entscheidung war, nach Amerika auszuwandern. Selbst jene Briefschreiber, die in den ersten Briefen sehr über Amerika klagten und an Heimweh litten, bestätigten nach ein paar Jahren, dass die Lebensbedingungen in Amerika deutlich besser für sie sind. Nur der Wunsch, noch einmal die Familie, vor allem die Eltern sehen zu können, findet sich in vielen der Briefe. Häufig tröstet man sich und die anderen mit religiösen Formeln und der Aussicht darauf, dass man einander eines Tages im Jenseits wiedersehen würde. Es war für den Großteil der Auswanderer jedoch sehr unrealistisch, dass sie sich eine Reise nach Deutschland würden leisten können. Wie Wilhelmine Wiebusch hofften aber viele der Auswanderer, ihrer Heimat noch einmal einen Besuch abstatten zu können.

Liebe Marie wenn die Zeit auch wohl nie kommen wird, wo ich Dich im meinen Heim mal begrüßen kann, so hoffe ich doch stark, das wir uns dereinst doch noch wieder sehen werden, denn mein Mann hat eben solche große Sehnsucht nach Deutschland noch mal wieder zu sehen wie ich, doch ein paar Jahre müssen wir uns noch gedulden, und noch erst plente monney [viel Geld] machen, das heißt wenn unser Geschäft gut geht.⁸³

Im Traume war ich oft bei Euch u. auch in meine Dinsten in Deutschland, aber wenn ich erwachte da ist es nichts, und doch bin allemahl wieder froh, daß ich in Amerika bin (...)⁸⁴

Ueberhaupt ich bin seit 42 Jahren ein Bürger dieses Landes und dies ist mein und meiner Familie Heimath. Ich wünsche Deutschland Glück und Segen aber nie möchte ich wieder dort leben. Auf Besuch kommen, ja sehr gern.⁸⁵

Doch abgesehen von Matthias Dorgathen, der nach wenigen Jahren endgültig nach Deutschland zurückkehrte, schaffte es nur einer der Briefschreiber, Deutschland noch einmal zu besuchen, nämlich Franz Joseph Löwen. Besonders tragisch ist das Schicksal des Auswanderers Johann Witten, der sich im Jahr 1923, im Alter von 67 Jahren,

⁸³Wilhelmine Wiebusch, 16.3.1888, S. 568.

⁸⁴Anna Maria Klinger (später Schano), vermutlich Mitte 1850, S. 507.

⁸⁵Ludwig Dilger, 10.10.1932, S. 487.

5. BRIEFANALYSE

nach jahrelangem Überlegen doch entschloss sich eine Reise nach Deutschland zu leisten. Laut Helbichs Recherchen starb Witten am 3.8.1923, im Hafen von Cuxhaven. Nachdem er seinen Angehörigen bereits zugewunken hatte, starb er auf dem Schiff vermutlich an Herzversagen, noch bevor er Land betreten konnte.⁸⁶

Was sich durch diese Thematisierung des Heimwehs zeigt ist, wie Amerika im Laufe der Zeit zur neuen Heimat für die Auswanderer wird. Besonders deutlich lässt sich das anhand der Briefserie von Ludwig Dilger erkennen, der kurz nach seiner Auswanderung, 1886, wie bereits zitiert, über fürchterliches Heimweh klagte und sich im Laufe der Briefserie immer mehr zu seiner neuen Heimat bekennt. Im Jahr 1894 schreibt er:

Trotzdem mußt Du nun nicht etwa denken daß ich Heimweh hätte, denn ich bin durch und durch Amerikaner (Naturalisierter Bürger) und bin wohl zufrieden. Ich möchte nicht mehr in Deutschland leben, nur Euch Alle noch einmal sehen.⁸⁷

In einem Brief vom 17. Jänner 1907 lässt er bereits richtig patriotische Töne anklingen.

Amerika ich liebe Dich [,] keine Sehnsucht nach Deutschland. Es ist daß reichste Land der Welt. Es ist das beste Land für den armen Mann.⁸⁸

Die anfängliche Sehnsucht nach Deutschland scheint sich bei fast allen Auswanderern gewandelt zu haben und es wird deutlich, wie Amerika immer mehr zur neuen Heimat wird. Vernachlässigen darf man dabei aber nicht, dass die Briefschreiber „immer unter einem Legimitationszwang“ standen, wie Peter J. Brenner es formuliert.⁸⁹ Sie mussten ihre Entscheidung Deutschland zu verlassen vor den Daheimgebliebenen rechtfertigen

⁸⁶Vgl. Wolfgang J. Helbich, Walter D. Kamphoefner, Ulrike Sommer: Briefe aus Amerika, S. 273.

⁸⁷Ludwig Dilger, 28.1.1894, S. 470.

⁸⁸Ludwig Dilger, 17.01.1907, S. 472.

⁸⁹ Peter J. Brenner: Reisen in die neue Welt: Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts. Habil. Regensburg. Tübingen: Niemeyer 1991 (=Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur Nr. 35), S. 70.

und viele hätten es wohl als eine große persönliche Niederlage empfunden, einzugestehen, dass man damit nicht die richtige Entscheidung getroffen hatte.⁹⁰

⁹⁰Im Rahmen der Analyse des Heimwehs zeigt sich außerdem, wie groß der Interpretationsspielraum dieser Texte ist. Denn Peter J. Brenner stellt in oben zitierter Arbeit fest, dass in den Amerikabriefen das Heimweh der Auswanderer nur selten angesprochen wird. Im Gegensatz zu den Ergebnissen der hier vorliegenden Analyse, findet Brenner in der hier verwendeten Briefedition von Helbich, Kamphoefner und Sommer nur zwei Textbeispiele, die das Heimweh behandeln. Deutlich wird dadurch wiederum, dass die Gefahr groß ist, aus den Briefen nur herauszulesen was man in ihnen finden möchte.

Conclusio

Den Ausgangspunkt dieser Arbeit stellte das Sammeln von österreichischen Auswanderbriefen dar. Im Rahmen der Recherchen und besonders durch die Beschäftigung mit den Briefen, die sich im Vorarlberger Landesarchiv befinden, war schnell klar, dass sich das auffindbare Material mengenmäßig und aufgrund des Zustandes der Dokumente nicht für eine nähere Untersuchung eignete. Die Ergebnisse dieser Nachforschungen werden in der vorliegenden Arbeit deshalb präsentiert, um eine Dokumentation der in Österreich verfügbaren Amerikabriefe zu bieten.

Des Weiteren offenbarten sich durch die Recherchetätigkeiten auch Probleme und Schwierigkeiten beim Umgang mit diesen historischen Schriftstücken. Die Briefe wurden vor 100 bis 150 Jahren zum Großteil von Menschen aus den unteren Schichten der Gesellschaft geschrieben, die wenig Übung darin hatten, sich schriftlich zu artikulieren. Dementsprechend sind die Briefe sprachlich und inhaltlich gestaltet; die begrenzten Ausdrucksfähigkeiten ihrer Verfasser wirken sich vor allem auch auf Themenwahl und Inhalte aus. Die Handschriften können oft nur mit Mühe entziffert werden, da es für die Schreiber mit großer Anstrengung verbunden war, ihre Gedanken zu Papier zu brin-

gen. Die Lesbarkeit wird zudem durch eine sehr fehlerhafte Orthographie erschwert, zahlreiche Texte kommen vollkommen ohne Satzzeichen aus. Manches erscheint uns heute fremd, weil veraltete Begriffe oder auch Dialektausdrücke verwendet werden. Einige Worte wurden einfach ihrem Klang entsprechend notiert und sind daher kaum zu verstehen. Besonders bei englischen Ausdrücken muss oftmals etwas Phantasie aufgebracht werden, um die Wörter und deren Bedeutung zu erkennen. Große Probleme beim Lesen der Texte bereiten auch ausgelassene Worte und abrupte Themenwechsel mitten im Satz. Bei all den Schwierigkeiten gilt es jedoch zu bedenken, dass hier ganz außergewöhnliche Texte vorliegen, die von Menschen verfasst wurden, welche ohne dieses einschneidende Erlebnis der Auswanderung in ihrem Leben vermutlich nie zu Papier und Stift gegriffen und zu schreiben begonnen hätten.

Herausgestellt hat sich im Laufe dieser Recherche:

1. Wie schwer es ist an erhaltenes Briefmaterial zu kommen. Was mit Sicherheit auch mit dem Umstand verknüpft ist, dass diese Texte von einfachen Menschen von der Wissenschaft lange nicht als „sammelnswert“ angesehen wurden.
2. Dass das Lesen dieser historischen Texte für den heutigen Leser einige Herausforderungen bietet.

Durch die Beschäftigung mit Originaldokumenten im Bregenzer Landesarchiv wurde deutlich, wie wichtig eine theoretische Auseinandersetzung mit dem Material ist. Besonders die Überlegungen von Orm Øverland, dass es einer eigenen Texttheorie für das ertragreiche Lesen der Auswandererbriefe bedürfe, stellte sich als brauchbar heraus. Gezeigt hat sich vor allem, dass einige Vorüberlegungen von Seiten des Lesers nötig sind. Es bedarf eines äußerst aufmerksamen Lesers, der sich selbst durch Recherche und Reflektion den Texten annähert, um ihren Wert erkennen zu können. Die Unzu-

länglichkeiten dieser Briefe machen es umso wichtiger, dass sich der Leser zu allererst einige Besonderheiten der Briefe bewusst macht, um diesen gerecht werden zu können und sie weder zu unterschätzen noch zu viel in sie hineinzuiinterpretieren.

Für die themengebende Frage, ob diese Amerikabriefe auch als eine Art von Literatur gelesen werden können, bzw. um ihrer selbst willen, bedeutet das Folgendes: Die Briefe können und sollten besser genutzt werden, als lediglich zur Ausschmückung historischer Abhandlungen. Notwendig sind dafür vor allem Überlegungen zu den Entstehungsbedingungen der Briefe und auch zu Lese- und Schreibsituation. Außerdem erleichtern die historische Kontextualisierung und biographische Hintergrundinformationen zu den Briefschreibern das Verstehen der Texte.

Aufgrund der geringen Anzahl der in Österreich verfügbaren Amerikabriefe fiel die Wahl der zu untersuchenden Texte auf eine Briefedition, die aus den Beständen der Bochumer Amerikabriefsammlung hervorging und sich besonders durch ausführliche historische und biographische Informationen zu den Briefschreibern auszeichnet. Durch diese Zusatzinformation wird dem Leser die „Annäherung“ an die Texte bereits um einiges erleichtert.

Klar wurde durch die Beschäftigung mit den Originaldokumenten im Kontrast mit den gründlich editierten Briefen auch, dass eine Briefedition ein ganz anderes Gesamtbild vermittelt, als wenn man sich mit den unbearbeiteten Briefen befasst. Denn für eine Briefedition werden verständlicherweise besonders interessante und aussagekräftige Briefserien gewählt. Die Informationsdichte an für uns heute spannenden Themen ist bei den nicht vorausgewählten Briefen noch weitaus geringer.

Im Rahmen der Briefanalyse sollten Antworten darauf gefunden werden, ob man diese Briefe als eine Art Reiseliteratur lesen kann. Tatsächlich zeigten sich anhand der häufigsten Themen in den Briefen ganz eindeutig die Hauptfunktionen dieser Texte. Es ergab

sich das Bild, dass diese Texte tatsächlich als eine Art „Reiseführer“ gesehen werden können, in dem Sinne, dass sie ganz offensichtlich für mögliche Nachwanderer wichtige Informationen behandeln. Die wichtigsten gemeinsamen Themen der Briefe beziehen sich einerseits auf Grüße an Verwandte und Bekannte in Deutschland, um den Kontakt zur Heimat aufrecht erhalten zu können. Andererseits werden besonders die Themen Arbeit, Arbeitsbedingungen, Löhne, Preise und Geldangelegenheiten im Allgemeinen behandelt. Daraus ergibt sich aber für den heutigen Leser auch die Tatsache, dass diese Texte zu weiten Teilen aus Aussagen bestehen, die heute nicht immer von besonderem Interesse sind, für die Menschen damals aber sehr wertvoll waren. Es handelt sich also um Reiseberichte und Reiseführer, die aber im Gegensatz zu etwa Gottfried Dudens Beschreibungen, nicht über die fehlenden Singvögel oder die Natur berichteten, sondern über ganz praktische Tipps und Beschreibungen des täglichen Lebens und der Arbeit. In den Briefen finden sich keine utopischen „Paradiesbilder“ oder große Versprechungen. Denn wichtig ist für die Auswanderer und ihre Leser nicht, wie es in Amerika aussieht, sondern ob man dort Arbeit finden kann. Das Klischee Amerikabriefe hätten viele Auswanderer zum unüberlegten Verlassen ihrer Heimat bewegt, lässt sich durch die untersuchten Briefe absolut nicht bestätigen.

Die anfängliche Vermutung, dass die Auswanderung für die Betroffenen ein sehr einschneidendes Erlebnis darstellt, das sie intensiv beschäftigt und ihre Lebenssituation stark verändern würde, wurde durch die Briefanalyse nur begrenzt bestätigt. Diese Erfahrung zeigt sich in den Briefen weit weniger drastisch als erwartet. Vielmehr bekommt man den Eindruck, dass die Reise immer sehr genau geplant war und man zuvor bereits über viele Informationen zur Auswanderung verfügte, die man vermutlich aus Briefen von vorausgewanderten Bekannten oder Verwandten bekommen hatte. Es waren praktisch veranlagte Menschen, die immer hart arbeiten mussten. Es war vermutlich auch nicht genug Zeit um über alles ausführlich zu sinnieren und sich groß den Kopf zu zerbrechen. Ihr Ziel war möglichst schnell Arbeit zu finden, um sich ein halbwegs ab-

gesichertes Leben aufzubauen.

Auf der Suche nach Gemeinsamkeiten in den Briefen stellte sich ein Thema als besonders interessant heraus, nämlich die außergewöhnliche kommunikative Situation, in der sich die Auswanderer befanden. Die nicht nur dadurch bestimmt war, dass Briefe die einzige Kommunikationsmöglichkeit darstellten sondern verschärft wurde durch die Tatsache, dass es sich bei den meisten Auswanderern um Menschen handelte, die im Schreiben von Texten fast gänzlich unerfahren waren. Die Amerikabriefe dokumentieren diese Situation und zeigen, wie die Auswanderer damit umgingen, was sie daran frustrierte und wie sie die Herausforderung des Schreibens meisterten und auch dokumentierten.

Gezeigt hat sich bei dieser Fragestellung, dass die meisten Briefschreiber das Schreiben als eine anstrengende und mühevollen Arbeit empfanden. Die Tätigkeit selbst verlangte Zeit, Konzentration und Kreativität. Besonders das Warten auf Post wird als frustrierend dargestellt. Auch den Adressaten schien es ähnlich zu gehen, denn in den Briefen finden sich häufig Entschuldigungen dafür, dass man lange nicht geschrieben hatte. Die Tatsache, dass man sich auf die Kommunikation durch Briefe beschränken muss, wird als belastend erwähnt und es kommt zum Ausdruck, dass sie nur einen schlechten Ersatz für ein Gespräch darstellt. Natürlich bedeutete das Erhalten eines Briefes auch, Wertschätzung entgegengebracht zu bekommen und in Deutschland nicht vergessen zu werden. Die Verbindung zu geliebten Menschen, der vertrauten Sprache und der eigenen Kultur wurde durch diese Briefe erhalten. All das schreibt sich in die Briefe ein. Allerdings nur bis zu einem gewissen Grad, denn wer rund vier Monate pro Jahr zur Schule gegangen war und das durchschnittlich nur vier Jahre lang, der wird unweigerlich an die Grenzen dessen stoßen, was er schriftlich wiedergeben kann. Herausgestellt hat sich, dass diese Grenze bei vielen der Auswanderer beim Formulieren von Gefühlen lag. Für den heutigen Leser ist es irritierend, dass manche Themen sehr emotionslos

6. CONCLUSIO

dargestellt werden, wenn etwa der Tod eines Kindes in wenigen Worten beschrieben, der Kauf des neuen Ackers hingegen eine Seite lang abgehandelt wird. Diese Aussagen deuten aber nicht darauf hin, dass sie nicht traurig waren, sondern eher auf das Unvermögen, die eigenen Gefühle in Worte zu fassen. Vermuten lässt sich außerdem, dass es damals viel weniger üblich war, über Emotionen zu sprechen bzw. zu schreiben, als das heutzutage der Fall ist. Als besonders interessant hat sich im Laufe der Analyse herausgestellt, dass über manche Emotionen sehr wohl geschrieben wird. Das Heimweh findet sich bei vielen der Briefschreiber wieder. Thematisiert wird es in unterschiedlichster Form und schließen lässt es darauf, dass man manche Emotionen sehr wohl zum Ausdruck bringen konnte. Außerdem dokumentieren diese Kommentare über das Heimweh besonders, wie Amerika im Laufe der Zeit zur neuen Heimat wurde.

Im Rahmen dieser Briefanalyse zeigte sich, dass es sich lohnt, Amerikabriefe zu sammeln und zu lesen, selbst wenn das mit einigen Schwierigkeiten verbunden ist. Die Briefe eröffnen uns eine neue Sichtweise auf den Auswanderungsprozess im 19. Jahrhundert und ermöglichen uns, einen wichtigen geschichtlichen Prozess aus der Perspektive der direkt davon Betroffenen zu sehen. Ganz klar zeigen sich aber auch die Grenzen dieser Texte und, dass man sich durch viele Seiten wenig spannender Aufzählungen und Kommentare arbeiten muss, um an für uns spannende Informationen zu gelangen.

Literaturverzeichnis

- Assion, Peter. „Schlaraffenland schriftlich und mündlich: Zur Wiederkehr von Märchenmotiven in der Auswanderungsdiskussion des 19. Jahrhunderts“. *Volksdichtung zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. Hrsg. von Lutz Röhrich und Erika Lindig. Bd. 9. ScriptOralia. Tübingen: Narr, 1989. 109–123.
- Bade, Klaus J. *Europa in Bewegung: Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Europa bauen. München: Beck, 2002.
- Brenner, Peter J. *Der Reisebericht in der deutschen Literatur: Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*. Bd. 2. Sonderheft. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Tübingen: Niemeyer, 1990.
- . *Reisen in die Neue Welt: Die Erfahrung Nordamerikas in deutschen Reise- und Auswandererberichten des 19. Jahrhunderts: Univ., Habil.-Schr.–Regensburg*. Bd. 35. Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. Tübingen: Niemeyer, 1991.
- Brunner, Bernd. *Nach Amerika: Die Geschichte der deutschen Auswanderung*. München: Beck, 2009.
- Faßmann, Heinz. „Auswanderung aus der österreichisch-ungarischen Monarchie 1869–1910“. *Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart; mit einer umfassenden Bibliographie zur österreichischen Migrationsgeschichte*. Hrsg. von Traude Horvath. Grenzenloses Österreich. Wien: Böhlau, 1996. 33–56.

- Fender, Stephen. *Sea changes: British emigration & American literature*. Bd. 55. Cambridge studies in American literature and culture. Cambridge: Cambridge Univ. Press, 1992.
- Gerber, David A. *Authors of Their Lives: The Personal Correspondence of British Immigrants to North America in the Nineteenth Century*. New York: New York Univ. Press, 2008.
- . „The Immigrant Letter Between Positivism and Populism: The Uses of Immigrant Personal Correspondence in Twentieth-Century American Scholarship“. *Journal of American Ethnic History* 16.4 (1997).
- . „What is it we seek to find in first-person documents? Documenting Society and Cultural Practices in Irish Immigrant Writings“. *Reviews in American History* 32 (2004): 305–316.
- Haider, Siegfried. *Berichte aus der neuen Welt: Die Vereinigten Staaten von Amerika zwischen Unabhängigkeits- und Bürgerkrieg aus (ober)österreichischer Sicht (1776 - 1853)*. Bd. 5. Quellen zur Geschichte Oberösterreichs. Linz: OÖ. Landesarchiv, 2000.
- Helbich, Wolfgang J. „Auswandererbriefe: Nutzen, Missbrauch, Möglichkeiten“. *Migration und Erinnerung*. Hrsg. von Christiane Harzig. Bd. 4. Transkulturelle Perspektiven. Göttingen: V & R unipress, 2006. 83–103.
- . „Land der unbegrenzten Möglichkeiten? Das Amerika-Bild der deutschen Auswanderer im 19. Jahrhundert“. *Deutschland und der Westen im 19. und 20. Jahrhundert Teil 1: Transatlantische Beziehungen*. Hrsg. von Jürgen Elvert und Michael Salewski. Bd. 7. Historische Mitteilungen: Beiheft. 1993. 295–321.
- . „Stereotypen in Auswandererbriefen. Die USA im 19. Jahrhundert aus der Sicht deutscher Einwanderer.“ *Exotische Welt in populären Lektüren*. Hrsg. von Anselm Maler. Tübingen: Niemeyer, 1990. 63–80.

- . „The ”Trained Observer” and the Common Immigrant: Differences in the Perceptions of ”the Americans”“. *Emigration and settlement patterns of German communities in North America*. Hrsg. von Eberhard Reichmann, LaVern J. Rippley und Jörg Nagler. Bd. 8. Nashville, Ind.: Max Kade German-American Center Indiana University-Purdue University at Indianapolis; NCSA LITERATUR, 1995. 350–370.
- Helbich, Wolfgang J. und Ursula Boesing, Hrsg. *”Amerika ist ein freies Land ...” : Auswanderer schreiben nach Deutschland*. Bd. 541. Sammlung Luchterhand. Darmstadt: Luchterhand, 1985.
- Helbich, Wolfgang J. und Annette Haubold, Hrsg. *”Alle Menschen sind dort gleich ...” : Die deutsche Amerika-Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert*. Bd. 10. Historisches Seminar. Düsseldorf: Schwann, 1988.
- Helbich, Wolfgang J., Walter D. Kamphoefner und Ulrike Sommer, Hrsg. *Briefe aus Amerika. Deutsche Auswanderer schreiben aus der Neuen Welt ; 1830 - 1930*. München u. a.: Beck, 1988.
- Helbich, Wolfgang J. und Walter D. Kamphoefner, Hrsg. *Deutsche im Amerikanischen Bürgerkrieg: Briefe von Front und Farm 1861 - 1865*. Paderborn: Schöningh, 2002.
- Hoerder, Dirk, Hrsg. *Aufbruch in die Fremde: Europäische Auswanderung nach Übersee*. Bremen: Ed. Temmen, 1992.
- Kamphoefner, Walter D. „Immigrant Epistolary and Epistemology : On the Motivators and Mentality of Nineteenth-Century German Immigrants“. *Journal of American Ethnic History* 28.3 (2009): 34–54.
- Kamphoefner, Walter D., Wolfgang J. Helbich und Ulrike Sommer, Hrsg. *News from the Land of Freedom. German Immigrants Write Home*. Ithaca u.a.: Cornell UP, 1991.
- Knasar, Doris. „Briefe in die Heimat“. ... *nach Amerika : Burg Güssing, 25. April - 26. Oktober 1992. Burgenländische Landesausstellung*. Hrsg. von Hans Chmelar. Eisenstadt: Rötzer, 1992.
- . *E-Mails an die Verfasserin*. 19.8.2009; 5.9.2009. Als Printversion archiviert.

- . „...und Esen kan man jedes das was der Bräsidend ist...“: Briefe burgenländischer Amerikaauswanderer als psychohistorische Dokumente“. Magisterarb. Universität Graz, 1991.
- Kurz, Michael. „Nun ist die Scheidestunde da ...“ : die Emigration aus dem Salzkammergut im 19. Jhd. nach Nordamerika; Geschichte einer Auswanderung“. Magisterarb. Universität Salzburg, 1999.
- Mesenhöller, Peter. „Der Auswandererbrief: Bedingungen und Typik schriftlicher Kommunikation im Auswanderungsprozeß“. *Der große Aufbruch*. Hrsg. von Peter Assion. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Marburg: Jonas, 1985. 110–124.
- Mikoletzky, Juliane. *Die deutsche Amerika-Auswanderung des 19. Jahrhunderts in der zeitgenössischen fiktionalen Literatur: Univ., Diss./87–Bochum, 1986*. Bd. 23. Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. Tübingen: Niemeyer, 1988.
- Øverland, Orm. „Learning to Read Immigrant Letters: Reflections towards a Textual Theory“. *Norwegian-American Essays*. Hrsg. von Øyvind T. Gulliksen, David C. Mauk und Dina Toflsby. Bd. 5. Oslo, 1996. 207–227.
- Pichler, Meinrad. *Auswanderer: Von Vorarlberg in die USA 1800-1938*. Bregenz: Vorarlberger Autoren-Ges., 1993.
- . „Die Vorarlberger Amerikawanderung bis 1938“. *Auswanderungen aus Österreich. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart; mit einer umfassenden Bibliographie zur österreichischen Migrationsgeschichte*. Hrsg. von Traude Horvath. Grenzenloses Österreich. Wien: Böhlau, 1996. 57–82.
- . „Dort ist ein armes und dahier ein reiches Land...“: Auswandererbriefe aus den USA am Beispiel eines Vorarlberger Bestandes (1850-1914)“. *Briefkulturen und ihr Geschlecht*. Hrsg. von Christa Hämmerle und Edith Saurer. L’hommeSchriften. Wien: Böhlau, 2003. 163–185.
- . *E-Mail an die Verfasserin*. 24.10.2010. Als Printversion archiviert.

- Stangl, Werner. „Zwischen Authentizität und Fiktion. Die private Korrespondenz spanischer Emigranten aus Amerika, 1492-1824“. Diss. Universität Graz, 2008.
- Sturmberger, Hans. „Die Amerika-Auswanderung aus Oberösterreich zur Zeit des Neoabsolutismus.“ *Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchivs*. Bd. 7. Linz: Oberösterreichischer Landesverlag, 1960. 5–53.
- Universität Trier, Hrsg. *Nordamerika Briefsammlung* <http://www.auswandererbriefe.de>. Zuletzt eingesehen 11.01.2013.
- Walterskirchen, Xenia. „Norwegische Amerikaimmigranten in ihren Briefen: eine inhaltliche Analyse“. Magisterarb. Universität Wien, 2003.
- Zempel, Solveig, Hrsg. *In their own words: Letters from Norwegian immigrants*. Minneapolis: University of Minnesota Press in cooperation with the Norwegian-American Historical Association, 1991.

Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit befasst sich mit Briefen, die im 19. Jahrhundert von deutschen Auswanderern aus Amerika nach Deutschland geschickt wurden. Es handelt sich dabei großteils um Texte von Menschen, die kaum Schreiben und Lesen gelernt hatten und erst durch die Situation der Auswanderung in die Verlegenheit kamen sich, schriftlich ausdrücken zu müssen, sofern sie den Kontakt zu Familie und Freunden in ihrer Heimat aufrechterhalten wollten. Anhand einer inhaltlichen Analyse ausgewählter Auswandererbriefe wird aufgezeigt, wie diese Menschen die Herausforderung jener schwierigen kommunikativen Situation meisterten und wie sie sich selbst in ihren Briefen dazu äußerten. Außerdem werden die Fragen erläutert, warum und unter welchen Bedingungen diese Amerikabriefe entstanden und rezipiert wurden und wie diese auch heute noch, trotz ihrer Defizite in Ausdruck und Inhalt als eigene Textart gelesen werden können und sollten.

Lebenslauf

Lea Veronika Zalto

Geboren am 13.08.1983 in Aschau im Bgld.

Schul- und universitäre Ausbildung:

Ab 10/2003: Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft an der Universität Wien

02/2007 - 06/2007: Studienaufenthalt an der Université de La Réunion, Département Lettres Modernes

10/2002 - 06/2003: Studium der Translationswissenschaft (Englisch und Französisch) an der Universität Wien

09/2001 - 08/2002: Englischsprachstudium am South Thames College in London

06/2001: Matura am Evangelischen Oberstufenrealgymnasium Oberschützen

1998 - 2001: Evangelisches Oberstufenrealgymnasium Oberschützen

1993 - 1998: Bundesgymnasium Hartberg mit Sprachenschwerpunkt Französisch

Berufliche Ausbildung:

06/2008 - dato: Bibliotheksassistentin an der Wirtschaftsuniversität Wien

05/2008 - dato: Prüfungsaufsicht für das British Council Austria

09/2007 - 01/2008: Praktikum beim Picus Verlag in Wien

08/2003: Mitarbeit an dem Kunstprojekt „Il y a beaucoup de chemins“ des Service Civil International in Luxemburg

10/2003 - 05/2008: diverse Nebenjobs zur Finanzierung des Studiums

Sprachkenntnisse:

Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch,

12/2001 Cambridge Certificate in Advanced English

06/2002 Cambridge Certificate of Proficiency in English

In Erinnerung an Peter Stahlberger